

HELMSTEDTER COLLOQUIEN

BAND 19

Die Publikation der Helmstedter Colloquien
über die bei den Universitätstagen 2016 gehaltenen Vorträge
wird gefördert durch



Stiftung
Braunschweigischer
Kulturbesitz

Martin Sabrow (Hg.)

Das Jahrhundert der Parallelbiographien

AVA

Akademische Verlagsanstalt GmbH 2017

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Förderer der Helmstedter Universitätstage 2016



Stiftung
Braunschweigischer
Kulturbesitz

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Akademische Verlagsanstalt GmbH 2017
Satz & Umschlag: Volker Hopfner, Grafikdesign
Druck: Hubert & Co., Göttingen
ISBN 978-3-946281-03-0

Inhalt

Vorwort	7
Martin Sabrow Gefährten, Gegner und Kollegen – Das 20. Jahrhundert der Parallelbiographien	9
Alexander Demandt Plutarchs Doppelbiographien. Ein abendländischer Topos	13
Christoph Classen Gleiche Gegner? – Karl-Eduard von Schnitzler und Gerhard Löwenthal als politische Publizisten im Kalten Krieg ..	27
Ralf Hoffrogge Wege jüdischer Emanzipation – Gershom und Werner Scholem	69
Mario Keßler Ruth Fischer – Gerhart Eisler – Hanns Eisler: Kommunismus als archimedischer Punkt des Daseins	101
Annette Weinke Fritz Bauer und Friedrich Karl Kaul – zwei Juristen im Kalten Krieg	139
Martin Sabrow Erich Honecker und Herbert Wehner	157
Die Autoren	178

Christoph Classen

Gleiche Gegner?

Karl-Eduard von Schnitzler und Gerhard Löwenthal als politische Publizisten im Kalten Krieg

„Gerhard Löwenthal und Karl-Eduard von Schnitzler waren Gegenspieler, wie sie im Buche stehen“, schreibt die Journalistin Kathrin Gerlof in ihrer 1999 noch zu Lebzeiten der beiden Protagonisten verfassten Doppelbiografie.¹ Auf Basis der bereits in den späten 1980er Jahren erschienenen Autobiografien² beschreibt Gerlofs Buch die beiden politischen Rundfunkjournalisten als unverbesserliche Kalte Krieger, als extreme Exponenten und einflussreiche Symbolfiguren der antagonistischen Ideologien, die diesen Konflikt ausgemacht haben. Beide haben es demnach auch nach 1990 nicht geschafft, die Schützengräben des Kalten Krieges zu verlassen und seien sich in ihrer gegenseitigen Abneigung und der Verbissenheit, mit der sie an überkommenen Standpunkten festhielten, viel ähnlicher als ihnen bewusst gewesen sei und lieb sein konnte. Auf eine Formel gebracht handelt ihr Buch von „gleichen Gegnern“.

Antagonismus und Äquidistanz sind demnach die beiden zentralen Topoi, die Gerlofs Porträt der beiden Persönlichkeiten bestimmen, und kaum zufällig lässt sich auch der retrospektive, um Distanz bemühte Blick auf den Kalten Krieg insgesamt in diesen Kategorien fassen. Schon zu Lebzeiten wurde der Kalte Krieg als bipolarer Konflikt zwischen unvereinbaren ideologischen Gegensätzen wahrgenommen, namentlich zwischen dem Kommunismus und den liberalen Gesellschaftsordnungen. Kurz nach dem Mauerbau und der Kuba-Krise glaubte der Staatsrechtler Carl Schmitt sogar, nur seine berühmt-berüchtigte Unterscheidung von Freund und Feind als Kern des Politischen sei geeignet, den Konflikt kategorial angemessen zu fassen.³

Im Zuge der Entspannungspolitik gewannen dagegen, zumindest in Teilen der westlichen Gesellschaften, Vorstellungen von der Gleichartigkeit oder doch Vergleichbarkeit beider Seiten an Raum. Nach 1990 war

1 Kathrin Gerlof: *Gegenspieler. Gerhard Löwenthal – Karl-Eduard von Schnitzler*, Frankfurt am Main 1999, S. 6.

2 Gerhard Löwenthal: *Ich bin geblieben. Erinnerungen*, München 1987; Karl-Eduard von Schnitzler: *Meine Schlösser oder Wie ich mein Vaterland fand*, Berlin 1989.

3 Carl Schmitt: *Der Begriff des Politischen. Vorwort von 1963*, Berlin 1996, S. 18.

die Beschreibung von Ost und West als äquidistant nicht zuletzt gegen ein konkurrierendes triumphales Geschichtsbild gerichtet, das die Verantwortung für den Kalten Krieg rückblickend allein im Osten sah oder mit dem verdienten Untergang des Kommunismus das „Ende der Geschichte“ im Sinne einer gesetzmäßigen, universalen Durchsetzung liberaler Demokratien westlichen Typs gekommen sah.⁴

Die Abneigung, ja offene Verachtung gegenüber dem jeweils anderen, das Insistieren auf ihrer fundamentalen Unterschiedlichkeit geriet aus dieser Perspektive nur zum weiteren Argument für die dahinterliegende Ähnlichkeit. Indem Karl-Eduard v. Schnitzler und Gerhard Löwenthal nach 1990 anscheinend unerschütterlich an ihren ideologischen Grundsätzen festhielten, wiesen sie sich gleichermaßen als Repräsentanten einer überwundenen Vergangenheit aus. Plastisch wird dies in einer Anekdote, die Gerlof im Epilog ihres Buches erzählt: Bei einer Podiumsdiskussion zum Thema „Wer war hauptsächlich schuld am Kalten Krieg?“ in den 1990er Jahren in Berlin habe Löwenthal voller Empörung auf ihr Projekt einer Doppelbiografie Bezug genommen: Es gebe jetzt wirklich Leute, „die ihn mit einem gewissen Karl-Eduard von Schnitzler vergleichen wollten“.⁵ In dem Saal, in dem „fast ausschließlich alte Männer und einige alte Frauen“ saßen, habe sie um ihre körperliche Unversehrtheit gefürchtet: „Wenn Löwenthal jetzt mit dem Finger auf mich zeigt [...] werde ich unrühmlich zwischen arthritischen Fäusten enden“.⁶ Während die junge Autorin den Saal verließ, habe „ein alter Herr“ darüber philosophiert, „daß die heutige Jugend nichts begriffen habe und nicht viel mehr könne, als kurze Röcke zu tragen.“⁷ Geschichte wird hier zum Deutungskonflikt zwischen Jung und Alt, zwischen distanzierendem, ironischem Blick der Jüngeren und den alten Chauvinisten – im doppelten Wortsinne wohl gemerkt. Zukunft und Vergangenheit könnten nicht deutlicher symbolisiert sein.⁸

4 Für letzteres vgl. Francis Fukuyama: *The End of History and the Last Man*, New York 1992.

5 Gerlof: *Gegenspieler*, S. 142.

6 Ebd.

7 Ebd.

8 Mit ähnlicher Nachwende-Zeitsemantik: Alexander Osang: *Die Waffe im Klassenkampf hat keinen Schuss mehr: Karl-Eduard von Schnitzler hockt immer noch im Schützengraben und beobachtet den Feind*, in: ders., *Aufsteiger-Absteiger. Karrieren in Deutschland*, Berlin 1998, S. 151–159.

Die Vorstellung, man selbst habe im Kalten Krieg auf der richtigen, „guten“ Seite gestanden, weshalb sich jeder Vergleich mit dem anderen quasi von selbst verbiete, hat die Protagonisten überdauert. Sie findet sich auch noch heute und verweist dann meist auf den Systemgegensatz von Demokratie und Diktatur. „Voll daneben war die westliche Neigung, Gerhard Löwenthal und sein SED-kritisches ‚ZDF-Magazin‘ mit Schnitzlers Propagandashow gleichzusetzen“, schrieb der Journalist Ernst Elitz zum 25-jährigen Jubiläum der letzten Sendung des *Schwarzen Kanals*. „Löwenthal war Humanist, Schnitzler die Sprechpuppe der Diktatur. Beide gegeneinander aufzurechnen war ein Akt moralischer Blindheit.“⁹ Aber lässt sich die vermeintliche moralische Fallhöhe tatsächlich auf so schlichte Formeln bringen? Oder verlängern diese nur die ideologischen Fremd- und Selbstzuschreibungen aus der Zeit des Kalten Krieges? Jedenfalls fällt auf, dass die zeitgenössische Polarisierung bis in einige (jüngere wissenschaftliche Abhandlungen fortwirkt, die bisweilen mit stark normativen Maßstäben operieren und wenig Distanz zu ihren Gegenständen erkennen lassen.¹⁰

Die Parallelisierung von Gerhard Löwenthal und Karl-Eduard v. Schnitzler als „gleiche Gegner“ ist also auch mehr als ein Vierteljahrhundert nach dem Ende des Kalten Krieges keineswegs unumstritten. Handelt es sich um eine normativ problematische Konstruktion, die ihre Plausibilität vor allem aus einem Blick bezieht, der sich retrospektiv gewissermaßen über die ideologischen Lager erhebt und dabei ihre fundamentalen Unterschiede verkennt? Oder haben die beiden in dem zwischen den deutschen Teilstaaten nicht zuletzt auf massenmedialer Ebene ausgetragenen Konflikt tatsächlich funktional vergleichbare Rollen eines wechselseitigen Gegenübers gespielt? Waren sie sich jenseits gegensätzlicher politischer Positionen wirklich strukturell so ähnlich, wie es populäre Zuschreibungen suggerieren? Diesen Fragen soll im Folgenden nachgegangen werden.

Primäres Ziel ist dabei nicht die detaillierte Nachzeichnung der beiden Biografien, die im Wesentlichen bekannt sind. Vielmehr steht die narrative Konstruktion der Autobiografien aus den späten 1980er Jahren

⁹ Ernst Elitz: *Als der Kanal voll war*, in: *Die Welt*, 30.10.2014, URL: www.welt.de/133781874 [Zugriff am 15.3.2017].

¹⁰ Hagiografisch: Stefan Winckler: *Gerhard Löwenthal. Ein Beitrag zur politischen Publizistik der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin 2011; mit pejorativem Unterton: Gunter Holzweißig: *Ein roter Schmock. Karl-Eduard von Schnitzler*, in: Carsten Reinemann/Rudolf Stöber (Hg.), *Wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft. Festschrift für Jürgen Wilke*, Köln 2010, S. 195–209.

im Fokus, inklusive der Befragung der dort vorgenommenen Selbstinszenierungen.¹¹ Zudem richtet sich das Erkenntnisinteresse über die Personen hinaus auf ihre Rolle in der turbulenten, von Brüchen geprägten Geschichte des 20. Jahrhunderts. Besonders interessieren sie als Teil der politischen Kulturen in beiden Teilen Deutschlands während des Kalten Krieges.¹² Im engeren Sinne geht es um die politische (Randfunk-)Publizistik im geteilten Deutschland zwischen der unmittelbaren Nachkriegszeit und dem Ende der deutschen Teilung 1989/90 als jener Phase, die Gerhard Löwenthal und Karl-Eduard v. Schnitzler nicht nur unzweifelhaft mitgeprägt haben, sondern der sie ihre Identität auch maßgeblich verdankten.

Parallele Karrieren

Sieht man zunächst einmal davon ab, dass sie die meiste Zeit ihres Lebens auf unterschiedlichen Seiten des Systemkonfliktes standen, liegt eine Parallelisierung der beiden Lebensläufe gewiss nicht fern. Denn wer nach oberflächlichen Ähnlichkeiten sucht, wird leicht fündig. 1918 bzw. 1922 in Berlin geboren und aus konservativen, großbürgerlichen Kaufmannsfamilien stammend,¹³ begannen sie ihre journalistischen Karrieren in den 1940er Jahren beim Radio: der eine (v. Schnitzler) 1944 noch in britischer Kriegsgefangenschaft bei der BBC und anschließend ab Ende 1945 in der britischen Zone beim Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR); Löwenthal ab 1946 beim „Radio im Amerikanischen Sektor“

(RIAS) in Berlin. In beiden Fällen verdankte sich die journalistische Laufbahn Zufällen; das ursprünglich aufgenommene Medizinstudium mit dem gemeinsamen Berufswunsch „Kinderarzt“ beendeten beide nicht. Zumindest von außen betrachtet folgten beeindruckende Karrieren, die sie zunächst beim Radio in leitende Positionen, in den 1960er Jahren dann an prominenter Stelle zum neuen Leitmedium Fernsehen führten.

Für ihren Aufstieg von Bedeutung war ihr explizites Selbstverständnis als politische Journalisten, deren Mission über diejenige einer distanzierten, objektiven Berichterstattung hinausging. Allerdings gereichte ihre exponierte Positionierung ihnen zeitweise auch zum Nachteil – dazu später mehr. Indes, es qualifizierte sie zweifellos für die Redaktion und Moderation jener politischen Fernsehsendungen, denen sie ihre Bekanntheit ganz überwiegend verdankten und mit denen sie bis heute identifiziert werden: *Der schwarze Kanal*, vom DDR-Fernsehen zwischen Frühjahr 1960 und Herbst 1989 wöchentlich ausgestrahlt, und das *ZDF-Magazin*, das Gerhard Löwenthal ab Anfang 1969 bis Dezember 1987 moderierte.¹⁴ Die Laufzeiten suggerieren eine immense Beständigkeit in einer sich sonst rasch verändernden Medienlandschaft: Der „Kanal“ brachte es auf 1519 Ausgaben, das *ZDF-Magazin* unter Löwenthals Ägide auf 585. Die Moderatoren sorgten zudem dafür, dass sie mit diesen Sendungen identifiziert wurden: Nur in Ausnahmefällen, bei Krankheit oder Urlaub, ließen sie sich auf den Bildschirmen vertreten.¹⁵

Die Formate unterschieden sich dabei durchaus. *Der Schwarze Kanal* folgte bekanntlich dem Prinzip von Gegen-Agitation: Eine Zusammenstellung von Ausschnitten aus dem Fernsehen der Bundesrepublik wurden hier aus Sicht der SED-Parteilinie kommentiert und kritisiert; Thema waren ausschließlich die Bundesrepublik und deren westliche Verbündete. Das *ZDF-Magazin* war dagegen ein Fernsehmagazin, das grundsätzlich

- 11 Dieses Unterfangen kann allerdings nur cursorisch geleistet werden, da weitergehende umfangreiche Recherchen in zahlreichen Archiven und den Nachlässen sowie Zeitzeugengespräche erforderlich wären, die hier nicht geleistet werden können. Der Nachlass Karl-Eduard v. Schnitzlers ist zudem bisher nicht öffentlich zugänglich; der vorliegende Text basiert neben den Autobiografien, publizierten Darstellungen sowie der zeitgenössischen Publizistik auf Quellen des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU).
- 12 Vgl. zum Ansatz der „Cold War Cultures“: Annette Vowinkel/Markus M. Payk/Thomas Lindenberger: *European Cold War Culture(s)? An Introduction*, in: dies. (Hg.), *Cold War Cultures. Perspectives on Eastern and Western European Societies*, New York/Oxford 2012, S. 1–20.
- 13 Daran ändert auch der Adelstitel v. Schnitzlers nichts, den die Familie erst 1913 verliehen bekam. Allerdings war v. Schnitzlers Vater anders als seine älteren Brüder nicht Kaufmann, sondern Diplomat. Beide Familien waren in Berlin ansässig und teilten die Erfahrung materieller Einschränkungen im Zuge der Weltwirtschaftskrise; vgl. Schnitzler: *Schlösser*, S. 22 und Löwenthal: *Erinnerungen*, S. 22.

- 14 Das *ZDF-Magazin* wurde bis Oktober 1973 wöchentlich ausgestrahlt, danach nur noch 14-tägig im Wechsel mit dem auf deutschlandpolitische Themen spezialisierten „Kennzeichen D“ unter der Leitung von Hannu Werner Schwarze. Das ZDF reagierte damit auf Kritik an der politischen Einseitigkeit Löwenthals.
- 15 Vgl. zu *Der Schwarze Kanal* u. a. Marc Levasier: *Entstehung und Entwicklung einer journalistischen Kontersendung des DDR-Fernsehens*, in: Jürgen Wilke (Hg.), *Journalisten und Journalismus in der DDR. Berufsorganisation – Westkorrespondenten – „Der schwarze Kanal“*, Köln 2007, S. 217–313; zum *ZDF-Magazin* vgl. Wilfried Scharf: *Das Proporzgemälde. Deutschlandbilder im ZDF-MAGAZIN und in KENNZEICHEN D*, in: *Unsere Medien – Unsere Republik. 2. Deutsche Selbst- und Fremdbilder in den Medien von BRD und DDR (1976)*, H. 6: Systemvergleich im Akkord, S. 35–38; Winckler: *Löwenthal*, S. 76–100.

alle innen- und außenpolitischen Themen behandelte. Allerdings bildeten deutsch-deutsche Themen und namentlich die Kritik an der DDR sowie am Kommunismus generell Schwerpunkte der Berichterstattung. Das schloss auch die vermeintlich zu große Nachgiebigkeit des Westens gegenüber dem Ostblock mit ein. Während der *Schwarze Kanal* in Zeiten der Entspannungspolitik das Feindbild einer angeblich revanchistischen und imperialistischen Politik des Westens konservierte, propagierte das *ZDF-Magazin* weiterhin eine dezidiert antikomunistische Position. Tendenzen zu bisweilen giftiger Polemik, die in Demagogie übergehen konnte, sowie politische Missionierungsansprüche zeichneten beide Moderatoren aus.

Entsprechend ihrem parteilichen Selbstverständnis beschränkten sich beide nicht auf ihre Rolle als Radio- bzw. Fernsehjournalisten. Sie absolvierten vielmehr über Jahrzehnte unzählige Vorträge vor unterschiedlichen Publika.¹⁶ Löwenthal engagierte sich darüber hinaus intensiv in diversen konservativen Vorfeldorganisationen und Thinktanks. Zudem versuchte er im Rahmen des Vereins „Hilferufe von Drüben“ politische Verfolgung in der DDR zu skandalisieren, mit dem erklärten Ziel, den Betroffenen durch Herstellung von Öffentlichkeit zu helfen.¹⁷ Von Schnitzler trat dagegen vor allem als Autor und Regisseur von Dokumentarfilmen und Reportagen über die DDR hervor.¹⁸

Die lange Laufzeit der Sendungen, in den Autobiografien nicht ohne Stolz herausgestellt,¹⁹ war neben beider Tendenz zu politischer Einseitigkeit und Agitation der entscheidende Grund dafür, dass sich (spätestens) in den 1980er Jahren ein Eindruck des Unzeitgemäßen einstellte. Sowohl v. Schnitzler als auch Löwenthal wurden in der Öffentlichkeit zunehmend als Fossile aus dem Fernsehmuseum wahrgenommen, als aus der Zeit gefallene Verfechter überkommener politischer Prinzipien und Ansätze. Von Schnitzler galt Vielen sowohl in der DDR als auch in der Bun-

16 Karl-Eduard v. Schnitzler erklärte 1983 in einem Interview: „Die Hälfte meiner Arbeit spielt sich in Foren ab. Ich gebe in die Betriebe, in die LPGs.“; vgl. Marlies Menge: *Karl-Eduard von Schnitzler. Nicht Stab, sondern Front*, in: *Die Zeit*, 29.4.1983; besonders stolz war v. Schnitzler auf seine häufigen Besuche der „bewaffneten Organe“ der DDR.

17 Vgl. Gerhard Löwenthal/Helmut Kamphausen/Claus P. Clausen: *Feindzentrale. Hilferufe von drüben*, Lippstadt 1993.

18 Tilo Prase/Judith Kretzschmar: *Propagandist und Heimatfilmer. Die Dokumentarfilme des Karl-Eduard von Schnitzler*, Leipzig 2003.

19 Karl-Eduard v. Schnitzler: *Der Rote Kanal*, Hamburg 1992, S. 54 ff.; Löwenthal: *Erinnerungen*, S. 266–386.

desrepublik schon lange als Symbol schlechthin für die verfehlte, anachronistische Informationspolitik des sklerotischen SED-Regimes. Aber auch Löwenthals militanter Antikomunismus²⁰ schien spätestens dann aus der Zeit gefallen, als die konservativ-liberale Regierung unter Helmut Kohl (CDU) Anfang der 1980er Jahre die zehn Jahre zuvor noch heftig bekämpfte deutschlandpolitische Politik der Ostverträge und der vorsichtigen Annäherung an die DDR ihrer sozial-liberalen Vorgängerregierungen stillschweigend fortsetzte.²¹

Angesichts dessen verwundert es nicht, dass die Moderatorenkarrieren Ende der 1980er Jahre mit Pensionierungen wider Willen und unrühmlichen Abschieden endeten. Zuerst traf es Löwenthal, der im Dezember 1987 die Altersgrenze erreichte. Seine Versuche, das ZDF zu einer Weiterbeschäftigung zu bewegen, lehnte sein Arbeitgeber kühl unter Verweis auf den Tarifvertrag, der die Berentung nach dem 65. Geburtstag vorsah, ab. Auch seine Interventionen in eigener Sache bei mehreren CDU-Ministerpräsidenten blieben erfolglos. Wie zerrüttet das Verhältnis ZDF-intern zum Schluss war, zeigt ein Eklat über den Missbrauch seiner letzten Sendung für die Bewerbung seiner Autobiografie.²² Danach wurde er ohne den üblichen Dank verabschiedet; seine persönlichen Gegenstände soll er in Kartons verpackt vor der Bürotür vorgefunden haben.²³

Karl-Eduard v. Schnitzler musste seinen Posten im Zuge der finalen Krise der DDR im Herbst 1989 räumen. Seine Versuche, die Absetzung der Sendung noch abzuwenden, liefen nicht weniger ins Leere als bei Löwenthal. So wandte er sich brieflich an den nach Erich Honeckers erzwungenem Rücktritt ernannten Generalsekretär Egon Krenz, um ihm mitzuteilen, nun auf das „Genre des kämpferischen Journalismus“

20 Vgl. zum Antikomunismus als Grundmuster politischer Kultur in der (frühen) Bundesrepublik: Stefan Kreuzberger/Dierk Hoffmann (Hg.): „Geistige Gefahr“ und „Inimikisierung der Gesellschaft“. *Antikomunismus und politische Kultur in der frühen Bundesrepublik*, München 2014.

21 Auch innenpolitisch werden in der Forschung bereits die 1970er Jahre in der Bundesrepublik keineswegs mehr einfach als „Rotes Jahrzehnt“ (Gerd Koenen) etikettiert, sondern als zunehmend konservativ grundiert beschrieben. Löwenthal und sein *ZDF-Magazin* können als Teil dieser Tendenz begriffen werden; vgl. Axel Schildt: „Die Kräfte der Gegenreform sind auf breiter Front angetreten“. *Zur konservativen Tendenzwende in den Siebzigerjahren*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 44 (2004), S. 449–478.

22 Intendant Dieter Stolte warf Löwenthal im Januar 1988 vor, er habe die Sendezeit „unzulässigerweise für [seine] rein persönlichen wirtschaftlichen Interessen ausgenutzt. Dies ist unredlich.“ Zit. n. Winckler: *Löwenthal*, S. 159.

23 Ebd., S. 117 f.

zu verzichten, erschiene ihm als „Fortsetzung lebensgefährlicher Fehler“. Gerade in der aktuellen Situation sei ein Feindbild notwendig, „die Entlarvung im Klassenkampf zwingender denn je.“²⁴ Die SED-Spitze gewährte ihm am 30. Oktober 1989 nicht einmal fünf Minuten Sendezeit, um sich nach fast 30 Jahren vom Bildschirm zu verabschieden.²⁵ Mit ihren prägenden Moderatoren wurden jeweils auch die Formate dauerhaft ausgemustert.²⁶

Jenseits der parallelen Karrieren der politischen Journalisten glichen sich auch die Reaktionen, die sie provozierten. Durch ihre expliziten Positionen und Aussagen, aber auch durch den ihnen eigenen Hang zu Einseitigkeit, Polemik und Agitation polarisierten sie: Neben Bewunderung und Zustimmung im Kreis von überzeugten Anhängern stießen beide auf starke öffentliche Ablehnung. Der Witz, dass man ihre Sendung so rasch abschalte, dass man nur die erste Silbe des Moderatorennamens kenne, existierte in Ost und West („Herr von Schni“ bzw. „Herr Löw“). Löwenthal galt als „Kommunistenfresser“; v. Schnitzler hatte in der Öffentlichkeit den Spitznamen „Sudel-Ede“.²⁷ Beide zogen den Spot von Satirikern und Künstlern auf sich: So veröffentlichte die linke Politrock-Band „Floh de Cologne“ 1972 ein Lied mit dem Titel „Der Löwenthaler“, dessen Refrain die Zeile enthält: „Die Milch wird sauer, das Bier wird schal / Im Fernsehen spricht der Löwenthal“. Der Grafiker Klaus Staack druckte 1971 Aufkleber mit dem Konterfei Löwenthals neben dem Text „Achtung! Bedienungsanleitung beachten – Abschalten wenn dieses Bild erscheint“. Bei den Demonstrationen im Herbst 1989 in der DDR wurden Plakate mit Parolen wie „Schnitzler, entschuldige Dich!“ hochgehalten und in Sprechchören „Schnitzler weg von Bild und Ton / Der besudelt

24 v. Schnitzler an Krenz, BArch, Staatl. Komitee für Fernsehen, DR 8/628; v. Schnitzler beschwerte sich später, er sei „unter Vertragsbruch aus dem Fernsehen gejagt [worden]“; seine Behauptung in diesem Zusammenhang, er habe den *Schwarzen Kanal* „aus eigener Entscheidung“ eingestellt, wirkt angesichts seines Briefes an Krenz verwegen; vgl. v. Schnitzler: *Der rote Kanal*, S. 17.

25 Ein Mitschnitt der letzten Sendung findet sich auf der Seite des Deutschen Rundfunkarchivs (DRA), auf der auch alle erhaltenen Sendemanuskripte des *Schwarzen Kanals* in digitalisierter Form eingesehen werden können; vgl. Der schwarze Kanal / Karl-Eduard von Schnitzler, in: Deutsches Rundfunkarchiv, URL: <http://sk.dra.de/grape/seite80.htm> [Zugriff am 16.3.2017].

26 Das *ZDF-Magazin* überlebte unter Co-Moderator Fritz Schenk die Pensionierung Löwenthals lediglich um drei Monate.

27 Lt. v. Schnitzler geht diese Invektive ursprünglich auf den RIAS- und späteren SFB-Journalisten Peter Schultze (1922–2009) zurück; vgl. v. Schnitzler: *Der rote Kanal*, S. 18.

die Nation“ sowie „Schnitzler in den Tagebau / Schnitzler in die Muppet-Schau“ skandiert.²⁸ Der 1976 aus der DDR ausgebürgerte Liedermacher Wolf Biermann widmete ihm eine Strophe seiner „Ballade von den verdorbenen Greisen“, in der es hieß: „Hey Schnitzler, du elender Sudel-Ede / Sogar, wenn Du sagst, die Erde ist rund / Dann weiß jedes Kind: unsre Erde ist eckig / Du bist ein gekaufter verkommener Hund [...]“. Zeitlebens – und wie es scheint noch darüber hinaus – war zwischen der Verehrung der Fangemeinde und der Verachtung durch die Gegner wenig Platz für Gleichgültigkeit oder Ambivalenz.

Nach 1990 haben beide nicht viel dafür getan, ihre Images zu korrigieren, die in hohem Maße auf ihren Rollen im Kalten Krieg beruhten. Während Löwenthal in Vorträgen und auf zahlreichen Podien den Untergang des Sozialismus triumphal als zwangsläufige Entwicklung beschrieb und die Verantwortung für den Kalten Krieg allein beim ehemaligen Ostblock sah, war v. Schnitzler allenfalls kurzzeitig und halbherzig bereit, Fehler einzugestehen. „Kollege Wendehals hat viele Vornamen [...] Karl-Eduard heißt er nicht“ stellte er gleich in der Vorbemerkung seiner 1992 erschienenen Schrift „Der rote Kanal“ klar.²⁹ Und in den folgenden, von Rechtfertigungen und historischen Exkursen durchzogenen Betrachtungen zur Politik im Zuge des Vereinigungsprozesses war er nur sehr eingeschränkt bereit Fehler einzugestehen, die er zudem allein der Parteispitze anlastete. Nur wenig später war nicht einmal davon mehr die Rede: 1999 gehörten er und seine Frau Márta Rafael zu den Beiträgern eines Kongresses zum 50. Jahrestag der DDR-Gründung und – wie es im Vorwort der Publikation hieß – „gleichzeitig zum 10. Jahrestag der Konterrevolution“.³⁰ Die permanenten Fehlerdiskussionen seien unangebracht, so v. Schnitzler/Rafael. Die „Konterrevolution“ habe nicht aufgrund eigener Fehler gesiegt, „[s]ondern weil wir das Schlimmste verkörperten, was sich der deutsche Imperialismus vorstellen kann: Auf deutschem Boden ein sozialistischer Staat, die Deutsche Demokratische Republik! Daß wir da waren, daß wir existierten – das war zuviel! Sie mußte weg! Mit allen Mitteln der Politik, der Außenpolitik, des Wirtschaftskrieges, des verdeckten Krieges, des Medienterrors“.³¹ Nicht nur die Parataxen, auch die politischen Inhalte schienen unmittelbar dem *Schwarzen Kanal* entnommen.

28 So u. a. am 30. Oktober 1989 in Leipzig; vgl. Wolfgang Schneider (Hg.): *Leipziger Demontagebuch. Leipziger Demontagebuch*, Leipzig 1990, S. 60 u. S. 74.

29 v. Schnitzler: *Der rote Kanal*, S. 18.

30 Offensiv (Hg.): *Auferstanden aus Ruinen. Über das revolutionäre Erbe der DDR*, Hannover 2000, S. 3.

31 Márta Rafael/Karl-Eduard v. Schnitzler: *Die DDR in der deutschen Geschichte*, in: Ebd., S. 85–99, hier S. 98.

Löwenthal, der sich bereits seit den 1970er Jahren am rechten Rand des demokratischen Spektrums engagiert hatte, betätigte sich 1990 beim Aufbau der „Deutschen Sozialen Union“ (DSU), die nach dem Vorbild der CSU als Regionalpartei rechts von der CDU in Ostdeutschland etabliert werden sollte und kandidierte auf deren Liste in Berlin. 1989 hatte er bereits zwischen der Rechtspartei „Die Republikaner“ und der CDU vermittelt, um Möglichkeiten einer Koalition auszuloten.³² Der CDU warf er 2001 in der „Jungen Freiheit“ „Konsensfanatismus“ vor, der SPD „Verrat an der Freiheit“.³³ Nach seinem Tod lobte seine Ehefrau Ingeborg Löwenthal gemeinsam mit der Wochenzeitung „Junge Freiheit“ und der rechtskonservativen „Förderstiftung Konservative Bildung und Forschung“ (FKBF) einen „Gerhard-Löwenthal-Preis“ aus, der seit 2004 jährlich in zwei Kategorien an Journalisten und Publizisten im konservativen Spektrum vergeben wird. Die Liste der Preisträger reicht von angesehenen Konservativen über umstrittene Persönlichkeiten bis zu Vertretern völkisch-rechtsextremer Positionen.³⁴ Die beiden großen Polarisierer des Kalten Krieges haben sich, so scheint es, nach 1990 immer stärker in ihre jeweiligen politischen Milieus eingesponnen und sind posthum auf die Bedeutung von Identifikations- und Symbolfiguren für politisch extreme Minderheiten an entgegengesetzten Enden des politischen Spektrums zusammengeschrumpft.

32 Vgl. Gerhard Löwenthal: *Koalition mit den Republikanern. Exklusiv-Interview*, in: *Quick*, 39/1989, S. 100 f.; Ferner: *Durch den Rost. Mit Blick auf eine Zusammenarbeit mit der Union verordnet Republikaner-Chef Schönhuber seiner Partei ein gemäßigtes Image*, in: *Der Spiegel*, 30.10.1989, S. 31 f.

33 Letzteres wegen der u. a. von SPD und PDS unterstützten Abwahl des Berliner CDU-Bürgermeisters Eberhard Diepgen im Zuge des Berliner Bankenskandals 2001; vgl.: Moritz Schwarz/Matthias Bäkermann: „Man muß klare Fronten schaffen“. *Gerhard Löwenthal über den Verrat der SPD und die Konfliktunfähigkeit der CDU*, in: *Junge Freiheit*, 13.7.2001.

34 Vgl.: Gerhard-Löwenthal-Preisträger, in: Bibliothek des Konservatismus, URL: <http://www.bdk-berlin.org/stiftung/gerhard-loewenthal-preis/preistraeger/> [Zugriff am 18.3.2012].

Autobiografische Identitätsfiktionen

So sehr die beiden Protagonisten ihr Image aus ihrer Tätigkeit im Fernsehen seit den 1960er Jahren bezogen, so deutlich ist doch, dass sie ohne die wechselvolle Geschichte Deutschlands zuvor kaum in diese Position gekommen wären. Löwenthal musste als Sohn eines jüdischen Vaters das Gymnasium verlassen und überlebte die rassische Verfolgung in Berlin nur knapp; v. Schnitzler war im Zweiten Weltkrieg Soldat und wurde verwundet, bevor er 1944 in britische Kriegsgefangenschaft geriet. Vor dem Hintergrund ihrer frühen Sozialisation wäre es kaum überraschend gewesen, wenn ihre Nachkriegskarrieren spiegelverkehrt verlaufen wären: Dass ein Überlebender der rassischen Verfolgung, dessen Großeltern im KZ Theresienstadt ermordet wurden, sich vom Pathos des antifaschistischen Neuanfangs der DDR angezogen fühlte, hätte ebenso nahegelegen, wie man im Falle v. Schnitzlers angesichts seines familiären Hintergrundes mutmaßen könnte, aus ihm hätte ein nationalkonservativer Publizist in der Bundesrepublik werden können. Und tatsächlich schienen die Karrieren sich unmittelbar nach dem Krieg, noch vor dem offenen Ausbruch des Kalten Krieges, in dieser Richtung zu entwickeln. Denn als beide kurzzeitig von den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen berichteten, tat Löwenthal dies (auch) für den sowjetisch kontrollierten Berliner Rundfunk, während v. Schnitzler den aus der britischen Zone sendenden NWDR vertrat.³⁵

Betrachtet man die Autobiografien, so nimmt Karl-Eduard v. Schnitzler diesen Aspekt zumindest im Titel auf: „Meine Schlösser oder Wie ich mein Vaterland fand“ deutet eine Suchbewegung an, wenn auch mit selbstironischem Unterton – denn sein Familienzweig besaß, anders als vielfach unterstellt, nie ein Schloss. Gleichwohl hielt er seinen Weg vom Spross aus großbürgerlich-adligem Hause zum Apologeten des Realsozialismus offenkundig für erklärungsbedürftig. Gerhard Löwenthal betonte in seinem Titel hingegen die Kontinuität: „Ich bin geblieben“. Er meinte das im doppelten Sinne: Zum einen als Jude, der die Verfolgung während des Nationalsozialismus überlebt hat und dennoch Deutschland nach 1945 nicht verlassen hat, zum anderen als Konservativer in der Bundesrepublik, der sich nach 1968 allen Anfeindungen zum Trotz gegen den angeblich dominanten linken Zeitgeist gestemmt hat.

35 Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 127 f.; v. Schnitzler: *Meine Schlösser*, S. 176 f.

Bekanntlich tendieren Erinnerungen generell dazu, retrospektiv Kontinuität herzustellen und dadurch ein anthropologisches Bedürfnis nach Identität in diachroner Perspektive zu befriedigen. Erst recht scheint das für das Genre der Autobiografie zuzutreffen: Es erweist sich regelmäßig als Selbstinszenierung, in der Zufall und Kontingenz rückblickend zugunsten von planvollem Handeln und Kontinuität eskamotiert und erst später erlangte Einstellungen und Überzeugungen in frühere Zeiten zurückprojiziert werden. Davon machen auch die beiden Protagonisten keine Ausnahme: Während Karl-Eduard v. Schnitzler seine sozialistische Überzeugung in seine Kindheit zurückdatiert hat und sich selbst mit einer kommunistischen Wunschbiografie nobilitierte, stilisierte Löwenthal sich zum permanenten Widerstandskämpfer wider Unterdrückung und Unfreiheit: Vom Widerstand gegen den Nationalsozialismus führte so scheinbar ein gerader Weg zum Kampf gegen die kommunistische Spaltung Deutschlands und die Unterdrückung in der DDR bis zum Widerstand gegen die Linke in der Bundesrepublik nach der Studentenrevolte. Tatsächlich waren die Dinge prospektiv wesentlich unklarer und komplizierter.

Adel verzichtet: Karl-Eduard v. Schnitzler

Dass Karl-Eduard v. Schnitzler zum Symbol schlechthin des utopiebereinigten Spätsozialismus Honeckerscher Prägung werden konnte, lag gewiss in erster Linie an seiner Dauer-Bildschirmpräsenz als zuverlässiger Vermittler der Parteilinie zum westlichen „Imperialismus“ seit den 1960er Jahren. Seine 1989 noch kurz vor dem Ende der DDR erschienene anekdotisch gehaltene Autobiografie arbeitete dem allerdings nicht entgegen, sondern trug ihren Teil zu diesem Image bei: Von Schnitzler inszenierte sich hier ganz als in der Wolle gefärbter Sozialist mit großer Distanz zu seiner Herkunft: „Der Schnitzlersche Adel war jung. Ich will offenlassen, ob verdient, erdient, erdienert oder erdiniert.“³⁶ Bereits während eines Landarbeiterstreiks 1929 will er sich mit den Landarbeiterkindern auf der in der Nachbarschaft seines Elternhauses gelegenen Domäne Dahlem solidarisiert und für sie die elterliche Speisekammer ausgeräumt haben. Dieser sozialistischen Initiation („ein Riß war da:

Kritik an der Familie, an den Reichen ‚im Lichte‘, Parteinahme für meine Freunde ‚im Dunkeln‘“)³⁷ im zarten Alter von 11 Jahren folgten angeblich 1932 bereits Wahlwerbung für Thälmann bei der Reichspräsidentenwahl, die Mitgliedschaft in der sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) und im November desselben Jahres die Beteiligung am legendären BVG-Streik.³⁸ Und während die rheinische Bankiers-Verwandtschaft der von Schnitzlers die Finanzierung Hitlers durch die Wirtschaft einfädelte und angeblich bereits Pläne zur Eroberung der Sowjetunion hegte, nahm er nach eigenen Angaben im Januar 1933 an der letzten Lenin-Liebkecht-Luxemburg-Demonstration vor Hitler teil. Der Bezug zur DDR-Gegenwart („Noch heute ist die Liebknecht-Luxemburg-Demonstration für mich die wichtigste“)³⁹ war damit ebenso gestiftet wie eine persönliche Beziehung zum antifaschistischen Chef-Märtyrer der deutschen KP: „Es war das letzte Mal, daß ich Ernst Thälmann gesehen habe.“⁴⁰

Nach dem frühen Bekenntnis nicht nur zum Sozialismus allgemein, sondern passgenau zur sowjetisch sanktionierten Thälmann-Linie, die ihren Hauptgegner bekanntlich bis Mitte der 1930er Jahre nicht im Nationalsozialismus, sondern in der Sozialdemokratie sah,⁴¹ durfte eine eindrucksvolle Widerstandsbiografie während der NS-Herrschaft nicht fehlen. Sie begann mit einer kurzzeitigen Festsetzung und Vernehmung durch die Gestapo im September 1933 als Folge der Verhaftung seines älteren Bruders Hans drei Tage zuvor.⁴² Auf Intervention der einflussreichen Verwandtschaft freigelassen, habe er nach Aufnahme des Studiums in Freiburg als Kurier oppositioneller Kreise mit seinem Motorrad „Material und Informationen“ über die Schweizer Grenze gebracht.⁴³ Bereits nach zwei Semestern sei er relegiert worden, weil er sich geweigert habe, Mitglied im NS-Studentenbund zu werden.⁴⁴ Danach habe er den „bekehrten, gemäßigten Nazi“ gespielt, was ihm wiederum die Möglichkeit

³⁷ Ebd., S. 39.

³⁸ Ebd., S. 48 f.

³⁹ Ebd., S. 27.

⁴⁰ Ebd., S. 101.

⁴¹ Zur Moskauhörigkeit der KPD und zur Entstehung der sog. „Sozialfaschismus“-These vgl. Leonid Luks: *Entstehung der kommunistischen Faschismustheorien. Die Auseinandersetzung der Komintern mit Faschismus und Nationalsozialismus 1921–1935*, Stuttgart 1985, S. 137 ff.

⁴² Schnitzler: *Meine Schösser*, S. 76 f.

⁴³ Ebd., S. 113 f.

⁴⁴ Ebd., S. 117 f.

gegeben habe, neben seiner von der rheinischen Verwandtschaft arrangierten kaufmännischen Lehre in Köln „rund 150 politisch und rassistisch Verfolgten über die Grenze [zu] verhelfen“.⁴⁵ Nach einer Verwundung an der Ostfront folgte nach eigenen Aussagen die Versetzung ins Strafbataillon 999 wegen Wehrkraftzersetzung, Sabotage im Berliner Generalstab und danach Unterstützung der Résistance in Frankreich. Deswegen in Paris in Untersuchungshaft sitzend, habe er während eines Luftangriffs entkommen können und sei durch den Kontakt zu seinem „früheren, antifaschistischen Batteriechef“ zu einer „Halblegalität“ gekommen.⁴⁶ Bei der Invasion in der Normandie sei er schließlich zu einer Gruppe von Kanadiern desertiert, nachdem er einen SS-Obersturmführer erschossen habe, der zuvor die Exekution der Kanadier angeordnet habe, obwohl diese sich bereits ergeben hatten.⁴⁷

Manches an dieser Geschichte klingt wie aus einem schlechten Abenteuerroman,⁴⁸ und tatsächlich findet sie sich nur in Teilen in jenem Lebenslauf und den Fragebögen wieder, die von Schnitzler ausgefüllt hat, nachdem er Anfang 1948 aus der britischen in die sowjetische Zone übersiedelt war.⁴⁹ Auch dort wird es in seinem Interesse gelegen haben, seine kommunistische Karriere und seine Widerstandshandlungen möglichst eindrucksvoll erscheinen zu lassen, quellenkritische Zweifel sind also durchaus angebracht. Umso interessanter sind die Unterschiede, die darauf deuten, dass er seine Widerstandskarriere, wenn nicht komplett erfunden, so doch zumindest in späteren Zeiten wesentlich übertrieben hat. Von Schnitzler gab hier zwar ebenso wie rund 40 Jahre später in seiner Autobiografie an, von seinem 10 Jahre älteren Bruder Hans bereits ab Anfang der 1930er Jahre politisch in Richtung Sozialismus beeinflusst worden zu sein. Auf die Intervention des großen Bruders hin sei er 1931 aus dem rechtsextremen, NSDAP-nahen Jugendbund „Freischar Schill“ ausgetreten, so v. Schnitzler 1950.⁵⁰ Von einer folgenden Mitgliedschaft

in der SAJ ist dann allerdings keine Rede, lediglich von „Einflüssen“ seiner „Spielkameraden“ von der Domäne Dahlem, die „teils in der SAJ, teils in der KJL organisiert“ waren.⁵¹ Die kurzzeitige Haft und Vernehmung des Sechzehnjährigen durch die Gestapo nach der Festnahme des Bruders findet sich dagegen auch bereits im Lebenslauf von 1950.

Ob die zahlreichen Schulwechsel, darunter 1934–36 auf das Internat „Deutsches Kolleg“ in Bad Godesberg und von dort noch einmal bis zum Abitur 1937 an das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Köln etwas mit der „fühlbare[n] Überwachung“⁵² zu tun hatten, oder nicht doch mehr mit seinen offenbar unzureichenden Schulleistungen, sei dahingestellt. Vom angeblichen Widerstand in Freiburg findet sich jedenfalls nichts in der frühen Selbstdarstellung, stattdessen heißt es dort, er habe in der Kölner Zeit „zum ersten Mal Kontakt mit Antifaschisten“ gehabt.⁵³ Die Kurierfahrten ins Ausland reklamierte er dann für diese spätere Zeit der Kölner Lehre. Offensichtlich falsch ist seine Behauptung, er sei in Freiburg nach zwei Semestern relegiert worden, weil er sich geweigert habe, dem NS-Studentenbund beizutreten. Zwar führte er auch schon 1950 an, diesbezüglich unter Druck gesetzt worden zu sein, um dann aber spürbar defensiv fortzufahren: „Zweifelloos war es ein Fehler von mir, dass ich nicht abgewartet habe, bis man mich relegierte, sondern dass ich mein Studium von mir aus aufgab“.⁵⁴

In allen drei überlieferten Ego-Dokumenten aus der Zeit zwischen 1948 und 1950 fehlt ein Hinweis auf eine Versetzung in das Strafbataillon 999, stets ist nur von der motorisierten 16. Infanterie-Division und danach vom 1. Panzer-Artillerie-Regiment 155 die Rede.⁵⁵ Entweder, so darf man annehmen, handelt es sich dabei um eine spätere Erfindung, oder die Hintergründe erschienen v. Schnitzler 1948/50 nicht geeignet, ihn in einem positiven Licht erscheinen zu lassen. Ebenso unerwähnt blieb die angebliche Sabotage als Schreiber bei den Kraftfahrzeugtruppen in Berlin. Die Unterstützung der Résistance, genauer der Forces françaises de l'intérieur (FFI) durch Übergabe von Wehrmachts-Treibstoff im März 1944 in der Normandie und die anschließende Verhaftung und Untersuchungshaft im Gefängnis Fresnes, ist hingegen bereits

45 Ebd., S. 119.

46 Ebd., S. 120 ff.

47 Ebd., S. 125 f.

48 „Auch hier stellt sich die Frage von Dichtung und Wahrheit“, bemerkte dazu bereits 1993 Wolf Bierbach; vgl. ders.: „Meine Schlösser“. *Miszelle zur Herkunft des Karl-Eduard von Schnitzler*, in: Arnulf Kutsch/Winfried B. Lerg/Christina Holtz-Bach/Franz R. Stuke (Hg.), *Rundfunk im Wandel. Festschrift für Winfried B. Lerg*, Berlin 1993, S. 85–99, hier S. 91.

49 *Personal-Fragebogen vom 8. Januar 1948; Lebenslauf vom 20.5.1950*, BStU, MFS AP 14224/92 A, Bl. 5–11 bzw. 12–16.

50 *Lebenslauf vom 20.5.1950*, Bl. 12 f.

51 Ebd., Bl. 13; KJL steht für die Kommunistische Jugendinternationale.

52 Ebd., Bl. 13; KJL steht für die Kommunistische Jugendinternationale.

53 Ebd., Bl. 14; KJL steht für die Kommunistische Jugendinternationale.

54 Ebd., Bl. 13; KJL steht für die Kommunistische Jugendinternationale.

55 Ebd., Bl. 14 f., *Personal-Fragebogen*, Bl. 8.

1948/50 Bestandteil seiner Autobiografie. Allerdings gibt es hier unterschiedliche Versionen seiner Befreiung: Während v. Schnitzler 1948 noch „Freispruch mangels Beweises“ angibt,⁵⁶ tritt an diese Stelle 1950 (als er parteiintern unter großem Druck stand) bereits die Version von der Flucht nach einem britischen Luftangriff auf das Gefängnis.

Letztere macht es allerdings deutlich schwieriger zu erklären, warum er sich Anfang Juni 1944, als er bei der Invasion der Alliierten in britische Kriegsgefangenschaft geriet, wieder in deutscher Uniform an der Front befand. Frei erfunden dürfte schließlich die abenteuerliche Geschichte der Desertion und heldenhaften Rettung kanadischer Soldaten durch die Erschießung eines SS-Mannes sein – 1989 unter der Überschrift „Mein erster Schuss“ abgehandelt.⁵⁷ Jedenfalls findet sich davon 1948/50 nichts, vielmehr schrieb er damals: „Ich habe weder in Jugoslawien noch in der Sowjetunion, wo ich nach drei Wochen verwundet wurde, noch in Afrika, noch in Frankreich einen Schuss abgegeben.“⁵⁸ Tatsächlich soll v. Schnitzler der erste Deutsche überhaupt gewesen sein, der bei der alliierten Landung in der Normandie von britischen Fallschirmjägern gefangen genommen worden ist.⁵⁹

Karl-Eduard v. Schnitzler verdankte seine journalistische Karriere bekanntlich den Briten. Sie brachten ihn nach Ascot Park, in ein Kriegsgefangenenlager für sogenannte „white POW's“, also nicht-nationalsozialistische Kriegsgefangene.⁶⁰ Von dort konnte er beim German Service der BBC eine Ausbildung absolvieren und anschließend für die Sendung „Hier sprechen deutsche Kriegsgefangene zur Heimat“ arbeiten. In Eng-

56 Personal-Fragebogen, Bl. 9.

57 v. Schnitzler: *Meine Schlösser*, S. 125 f.

58 Lebenslauf vom 20.5.1950, Bl. 14.

59 So der österreichisch-ungarische Emigrant Martin Esslin (1918–2002), der seit 1941 für den German Service der BBC arbeitete und v. Schnitzler nach seiner Ankunft aus diesem Grund interviewte; vgl. Kristin Rebien: *Burned Bridges: The Rise and Fall of the Former BBC Journalist Karl-Eduard von Schnitzler in East Germany*, in: Charmian Brinson/Richard Dove (Hg.), *Yearbook of the Research Center for German and Austrian Exile Studies*, Amsterdam 2003, S. 159–176, hier S. 162 f. Vermutlich war es dieses Interview, das v. Schnitzler meinte, als er schrieb, er habe am 10. Juni 1944 (also nur 4 Tage nach seiner Gefangennahme) bei der BBC „den ersten Kommentar meines Lebens“ gesprochen; vgl. v. Schnitzler: *Meine Schlösser*, S. 129; vgl. dazu auch Holzweißig: *Schmuck*, S. 197 f.

60 Vgl. Richard Myne: *In Victory Magnanimity. In Peace Goodwill. A History of Wilton Park*, London 2003, S. 24.

land fiel sein großes Talent auf,⁶¹ und Hugh Carleton Greene, nach der deutschen Kapitulation Chief-Controller des Radios in der britischen Zone, sorgte für seine vorzeitige Entlassung aus der Gefangenschaft und holte ihn im Herbst 1945 nach Hamburg, wo seine kurze Karriere beim Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR) in Hamburg begann. Nach seinem Wechsel in den Osten Anfang 1948 sollte sich seine Zeit in England zu einer Hypothek entwickeln. Das galt vor allem in der Phase der forcierten Sowjetisierung und Parteisäuberungen zwischen Ende der 1940er Jahre und 1953, in der jede Form von Westkontakten oder -vergangenheit dem Verdacht feindlicher Agententätigkeit und oppositioneller Gruppenbildung ausgesetzt war. Westemigranten oder ehemals in den Westzonen tätige Kommunisten gerieten unter Generalverdacht. Leute, die westliche Re-Education-Maßnahmen durchlaufen hatten und sich bereits aus dem Westen kannten, wie die sogenannte „Ascot-Gruppe“ beim Deutschlandsender, waren besonders suspekt.⁶² Dementsprechend fand sich v. Schnitzlers Name 1950 auf einer Liste leitender Mitarbeiter, die „unter dem Gesichtspunkt der Sicherheit untragbar“ und daher zu entlassen seien.⁶³ Nur der Mangel an qualifiziertem Personal sorgte dafür, dass er mit einer Delegation an die Parteihochschule vergleichsweise glimpflich davonkam.

Obwohl das „Ascot“-Etikett in den 1980er Jahren kaum mehr als Stigma galt,⁶⁴ entwarf v. Schnitzler retrospektiv eine bemerkenswerte Lesart seiner britischen Kriegsgefangenschaft. Demnach habe er den Briten im Verhör gleich klargemacht, dass er schon gegen Hitler gewesen sei: „als Ihre Regierung [...] in München Hitler die Tschechoslowakei ausgeliefert.“⁶⁵ Die Idee, Rundfunkpropaganda durch deutsche Kriegs-

61 Mutmaßlich dem deutschen Emigranten Eberhard Schütz (1911–1985), der damals die Feature-Abteilung des Deutschen Dienstes der BBC leitete. Nach Kriegsende kehrte Schütz nach Deutschland zurück, zunächst als britischer Radio-Controller. Ab 1947 arbeitete er in leitenden Funktionen beim NWDR, später beim RIAS und beim SFB; vgl. Holzweißig: *Schmuck*, S. 198.

62 Vgl. Klaus Arnold: *Kalter Krieg im Äther. Der Deutschlandsender und die Westpropaganda der DDR*, Münster 2002, S. 246–266.

63 Karl Heiß: *Memorandum „Zur Lage im Berliner Funkhaus“*, 20. Juni 1950, BArch Dk 6/207.

64 Inmanita veranlasste das Gerücht, im Umfeld von Karl-Eduard v. Schnitzler sei ein westlicher Agent platziert, das MfS noch 1986 dazu, zum wiederholten Male alle bekannten Mitgefängnisse v. Schnitzlers aus seiner Zeit in Ascot zu überprüfen; Vgl. BStU MfS HA II/6 Nr. 1341.

65 v. Schnitzler: *Meine Schlösser*, S. 127.

gefangene machen zu lassen, ging ihm zufolge auf einen Zirkel von Sozialisten zurück, deren „Auftrag [...] dort als Sekretär die Rundfunkarbeit deutscher Kriegsgefangener zu leiten“ er „zugestimmt“ habe. Zugleich habe man das konspirative Ziel verfolgt, die deutschen Funktionshäftlinge in den britischen Kriegsgefangenenlagern durch Antifaschisten zu ersetzen.⁶⁶ Beinahe wirkt es, als hätte v. Schnitzler hier das mythische Narrativ einer machtvollen kommunistischen Untergrundorganisation in den deutschen Konzentrationslagern auf seine Situation in England übertragen.⁶⁷ Dazu passte, dass er die überkommene Lesart von Ascot als Hort sinisterer antikommunistischer Westagenten und sozialdemokratischer Verräter durchaus mit bediente.⁶⁸ Angesichts dessen entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass ein Zeitzeuge berichtet hat, der zuvor unpolitische v. Schnitzler habe sich überhaupt erst während seiner Tätigkeit beim German Service der BBC zum Kommunisten entwickelt, und dies aus durchaus opportunistischen Überlegungen.⁶⁹

Die Zeit in Hamburg bzw. beim Kölner Ableger des britisch kontrollierten Senders dürfte der Abschnitt in v. Schnitzlers Karriere sein, über den am häufigsten spekuliert worden ist. Dies betrifft insbesondere die Umstände seiner Entlassung im November 1947. Der war zunächst ein steiler Aufstieg vorangegangen: Zunächst Kommentator und Leiter des Frauenfunks in Hamburg, erhielt er Anfang 1946 die Aufgabe, am Kölner Funkhaus eine Abteilung für das politische Wortprogramm aufzubauen.⁷⁰ Bereits im Mai 1947 folgte jedoch mit der Abberufung aus Köln und der Rückversetzung als Kommentator nach Hamburg ein deutlicher Karriereknick.

Die Hintergründe des Absturzes des jungen Shooting-Stars, der seinen Wechsel in den Osten nach sich zog, sind auch heute noch umstritten. Häufig findet sich die Annahme, Greene habe ihn im Rahmen des sich 1947 zuspitzenden Kalten Krieges entlassen, weil er über den Sender Agitation im Auftrag der KPD bzw. SED betrieben habe.⁷¹ Dagegen ist eingewandt worden, dass v. Schnitzlers Degradierung zeitlich vor dem offenen Ausbruch des Konflikts erfolgt sei, den Briten seine politische Einstellung seit längerem bekannt war, und sie in dieser Hinsicht ohnehin vergleichsweise liberal gewesen seien.⁷²

Von Schnitzler selbst hat sich dazu keineswegs widerspruchsfrei geäußert. So schrieb er unmittelbar nach seinem Übertritt in die sowjetisch besetzte Zone in der Düsseldorfer KPD-Zeitung „Freiheit“, er sei „denunziert“ worden, als „Agent der SED“ in seinen Sendungen „einseitige kommunistische Politik betrieben“ zu haben, wofür man ihm „den geringsten Beweis [...] bis heute schuldig geblieben“ sei.⁷³ Demgegenüber behauptete er 1989 die Beziehung zu Max Reimann, dem Vorsitzenden der KPD, der ihn bereits 1945 „in eine Hamburger Pinte zu einem Kôm eingeladen“ habe,⁷⁴ und schilderte seine angeblich engen Verbindungen zu KPD-Funktionären, seine konspirativen Besuche im Osten sowie die mehr oder minder subversive Tätigkeit im Sinne der Partei.⁷⁵ Auch hier inszenierte er sich als „treuer Parteisoldat“ *avant la lettre*, der – wenn auch „auf verlorenem Posten“⁷⁶ – versuchte, gegen die reaktionäre und imperialistische Wende der Westmächte anzuschreiben, auf deren Konto die Entstehung des Kalten Krieges nach sozialistischer Lesart ging. Nur „um meine Arbeit im NWDR nicht zu gefährden“ sei er seinerzeit noch nicht Mitglied der Partei geworden.⁷⁷

66 Ebd., S. 128 f.; wie der journalistisch völlig unbefleckte v. Schnitzler dort eine Leitungsfunktion ausfüllen sollte, bleibt sein Geheimnis.

67 Dazu: Lutz Niethammer: *Der gesäuberte Antifaschismus. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald*, Berlin 1995.

68 v. Schnitzler: *Meine Schlösser*, S. 130 ff.

69 So Martin Esslin (1918–2002), der in einem Interview angab, sich 1944 mit v. Schnitzler angefreundet zu haben; vgl. Rebien: *Burned Bridges*, S. 163.

70 Als eine seiner typischen Übertreibungen ist dagegen v. Schnitzlers Behauptung zu werten, er sei in Köln „amtierender Intendant“ gewesen. Eine solche Position gab es dort nie; vgl. Hans-Ulrich Wagner: „Wir sind nicht unpolitisch, sondern bewusst politisch. Karl-Eduard v. Schnitzlers Programmarbeit beim NWDR 1945–1947“, in: Ludwig Fischer (Hg.), *Programm und Programmatik. Kultur- und medienwissenschaftliche Analysen*, Konstanz 2005, S. 299–313, hier, S. 312, Anm. 7.

71 In diesem Sinne vgl. insbes. Gunter Holzweißig: *Karl-Eduard v. Schnitzlers Gastspiel beim Nordwestdeutschen Rundfunk*, in: Deutschland Archiv 44 (2011), H. 1, S. 13–17.

72 Wolfgang Jacobmeyer: *Politischer Kommentar und Rundfunkpolitik. Zur Geschichte des Nordwestdeutschen Rundfunks, 1945–1951*, in: Winfried B. Lerg/Rolf Steininger (Hg.), *Rundfunk und Politik 1923–1975. Beiträge zur Rundfunkforschung*, Berlin 1973, S. 311–330, hier S. 319 f.

73 *Was geht beim Rundfunk vor? Ohne Grund entlassen – Eine Erklärung von K. E. v. Schnitzler*, in: *Freiheit*, 6.1.1948.

74 v. Schnitzler: *Meine Schlösser*, S. 167.

75 Ebd., S. 169 u. S. 172 ff.

76 Ebd., S. 204.

77 Ebd., S. 167.

Heute wissen wir, dass die Degradierung und schlussendliche Entlassung v. Schnitzlers in einem größeren Zusammenhang der zunehmend kontroversen Rundfunkpolitik in der britischen Zone gesehen werden muss. Nicht nur, dass die wiedererstarkenden deutschen Parteien versuchten, sich Einfluss auf das Programm zu verschaffen, die gesamte Konstruktion eines liberalen, politisch unabhängigen Rundfunks war bei den deutschen Politikern mehrheitlich unpopulär. Greenes Projekt eines Senders nach dem Vorbild der BBC geriet dementsprechend unter massiven Beschuss von außen und wurde zudem von inneren Konflikten gefährdet.⁷⁸ Die Gruppe von linken Journalisten, die v. Schnitzler in Köln vor allem aus seinen Ascot-Bekanntschaften rekrutiert hatte, entwickelte sich dabei gleich in mehrerer Hinsicht zum Problem: Sie entzog sich der direkten Kontrolle der Hamburger Zentrale, ihre Beiträge dienten konservativen Kreisen als Anlass für ihr Dauerfeuer auf den NWDR, sie polarisierte nach innen und heizte Konflikte zusätzlich an, die sich primär um NS-belastete Mitarbeiter drehten. Daher kann man Greenes Versuch, die Gruppe aufzuspalten und v. Schnitzler in Hamburg aus der Schusslinie und unter engere Aufsicht zu nehmen, durchaus als fürsorglich verstehen.⁷⁹ Dass v. Schnitzler dann zum Jahresende schließlich doch gehen musste, dürfte auf seine fortgesetzte Illoyalität zurückzuführen sein.⁸⁰

Als gesichert kann man ansehen, dass v. Schnitzler während seiner Zeit beim NWDR versucht hat, sich der KPD als Sympathisant zu erkennen zu geben.⁸¹ Zweifel sind allerdings in Bezug auf den Erfolg dieser Avancen angebracht. Ein nicht namentlich gekennzeichnetes Dokument schildert die Beziehung eines Parteifunktionärs zu v. Schnitzler im Zusammenhang mit seiner Rückberufung nach Hamburg.⁸² Wahrscheinlich stammt es von Hermann Zilles, damals 1. Sekretär der Bezirksleitung Mittelrhein. Demnach habe sich v. Schnitzler ihm gegenüber zwar mehrfach als Sozialist zu erkennen gegeben und geäußert, dass er „unsere[r]

Partei helfen wolle“. Davon habe man jedoch zunächst keinen Gebrauch gemacht, weil man ihn nicht für vertrauenswürdig gehalten habe. Es sei wohl ein Fehler gewesen, v. Schnitzler „seinen Versprechungen entsprechend nicht genügend ausgewertet zu haben“.⁸³ Bei den im Folgenden geschilderten Versuchen dies kurz vor seinem Wechsel nach Hamburg zu ändern, zeigte sich v. Schnitzler allerdings wenig zuverlässig. Die Stasi notierte rückblickend: „Es wurde damals vereinbart, daß SCHNITZLER wichtige politische Sendungen mit den Genossen der KPD vorher ab spricht und sich auch sonst mit ihnen konsultiert. SCHNITZLER hat diese Vereinbarung jedoch fast nie eingehalten. Deshalb begegneten die Kölner Genossen dem SCHNITZLER stets mit Mißtrauen.“⁸⁴

Anders als von ihm später suggeriert, kann von einer wirklich engen Bindung an die Partei in seiner NWDR-Zeit kaum ausgegangen werden.⁸⁵ Dagegen spricht auch, dass Greene 1979 in einem Interview angegeben hat, v. Schnitzler habe Ende der 1940er Jahre versucht, wieder zurück in den Westen zu kommen. Angeblich sei bereits alles vorbereitet gewesen, um v. Schnitzler aus Westberlin auszufliegen; er sei dann jedoch nicht am vereinbarten Treffpunkt erschienen.⁸⁶ Auch die Staatssicherheit notierte später entsprechende Gerüchte.⁸⁷

Gründe für eine Rückkehr in den Westen gab es Ende der 1940er Jahre für v. Schnitzler sicher genug. Denn die Vorstellung, nun unter kommunistischen Vorzeichen frei von der britischen Zensur zu reüssieren, dürfte rasch enttäuscht worden sein. Nach dem offenen Ausbruch des Kalten Krieges im Herbst 1947 entwickelte sich der DDR-Rundfunk zunehmend zu einem Instrument stalinistischer Propaganda.⁸⁸ Die Paranoia in Bezug auf vermeintliche westliche Diversion erreichte bald einen Höhepunkt, und der auf die Westpropaganda gerichtete „Deutschlandwender“, für den v. Schnitzler nun tätig war, stellte mit seinem vorwiegend aus dem Westen rekrutierten Personal ein besonders dankbares Objekt für die 1949 einsetzenden Parteisäuberungen dar. Bürgerliche Herkunft,

78 Vgl. dazu detailliert Hans-Ulrich Wagner: *Das Ringen um einen neuen Rundfunk: Der NWDR unter der Kontrolle der britischen Besatzungsmacht*, in: ders./Peter von Rüden (Hg.), *Die Geschichte des Nordwestdeutschen Rundfunks*, Bd. 1., Hamburg 2005, S. 13–84.

79 Ebd., S. 47–56.

80 Ebd., S. 55.

81 Dies haben Karl Gass und insbes. Kurt Goldstein in späteren Interviews bestätigt. Des- sen Version des ersten Treffens mit Max Reimann weicht allerdings bemerkenswert von v. Schnitzlers Version ab; vgl. Holzweißig: *Gastspiel*, S. 15.

82 Betr.: *Karl-Eduard v. Schnitzler. Köln, den 20.5.1947 (Abschrift)*, BStU, MFS AP 14224/92 A, Bl. 17–18.

83 Ebd., Bl. 17.

84 *Auskunftsbericht über Karl-Eduard von Schnitzler*; HA V/III, 9.1.1962, BStU MFS AP 14226/92, Bl. 52–67, hier Bl. 55.

85 Anderer Auffassung ist Holzweißig: *Gastspiel*, S. 14 f.

86 Vgl. *Beinahe wäre von Schnitzler geflüchtet ...*, in: *Die Welt*, 16.7.1979.

87 Vgl. Holzweißig: *Gastspiel*, S. 16 f.

88 Vgl. dazu allgemein Christoph Classen: *Revolution im Radio. Zur institutionellen Entwicklung des Hörfunks in der SBZ/DDR 1945–1953*, in: Klaus Arnold/ders. (Hg.), *Zwischen Pop und Propaganda. Radio in der DDR*, Berlin 2004, S. 47–66.

Westmigration oder -herkunft sowie private Verfehlungen oder professionell begründete Kritik an Personenkult und Holzhammer-Propaganda wurden nun extrem gefährlich. Kaum einer der Rundfunkjournalisten, die Ende der 1940er Jahre vom Westen in den Osten gewechselt waren, überstand die Parteisäuberungen unbeschadet. Von Schnitzler vereinigte in seiner Person so ziemlich alle diese Stigmata, darunter auch die Tendenz zu interner, an professionellen Maßstäben der Rundfunkarbeit orientierter Kritik. Er habe, so v. Schnitzler Ende 1950 in einem Bericht, im Verlauf seiner zahlreichen Reisen durch die Republik, in die Bundesrepublik und auch bei der Auswertung seiner persönlichen Hörerpost buchstäblich niemanden getroffen, der „eine positive Einstellung zu unseren Sendern“ habe.⁸⁹ Nach dem 17. Juni 1953 begehrte er zusammen mit seinem Kollegen Herbert Gessner parteiintern gegen den stalinistischen Kurs der Medienpolitik auf – nur Glück und gute Beziehungen dürften ihn vor einem vorzeitigen Ende seiner Karriere in der DDR bewahrt haben.⁹⁰

Auch für die Jahrzehnte danach vermitteln die Quellen keineswegs das Bild eines ergebenen Arbeiters im Weinberg der Partei. Vielmehr häufte die Staatssicherheit im Lauf der Jahre ein beträchtliches Sündenregister auf.⁹¹ Die politischen Verfehlungen, etwa Kritik an Verschärfungen der Kulturpolitik nach dem Aufstand 1956 in Ungarn und der Disziplinierung von „Abweichlern“ wie Rudolf Herrnstadt und Wolfgang Harich, machten dabei nur einen Teil aus.⁹² Schwer wogen auch sein ausschweifendes Privatleben und permanente Klagen aus dem Kollegenkreis. Neben Berichten über unzählige amouröse Affären, Barbesuche, Feiern und Einkäufe in Westberlin, über seine permanenten Geldprobleme und diverse schwere Autounfälle (darunter einer mit Todesfolge), traten negative Einschätzungen von Kollegen, die ihm politische Unaufrichtigkeit, Arroganz, mangelnde Kollegialität, Schlamperei und Diszi-

plinlosigkeit vorwarfen.⁹³ Hinzu kamen negative Rückmeldungen aus der Bevölkerung sowie der Westpresse, wo v. Schnitzlers bigottes Auftreten sensibel registriert (und bisweilen übertrieben) wurde. Noch 1970 charakterisierte Heinrich Adameck, der damalige Chef des DDR-Fernsehens, ihn als „Genossen, der keinen klaren Klassenstandpunkt hat“ und „stark von der westlichen Ideologie beeinflusst wird“. Das ZK der SED habe ihn beauftragt, „Schnitzler unter Kontrolle zu halten.“⁹⁴ Die Staatssicherheit überwachte ihn seinerzeit ebenfalls.⁹⁵

Die daraus resultierenden Konflikte überstand v. Schnitzler zwar nicht ohne Blessuren – davon zeugen diverse Degradierungen, Beurlaubungen und ein Parteiverfahren 1958/59, das – nachdem er bereits zuvor als Sendeleiter des Deutschlandsenders abgesetzt worden war – mit einer Rüge und der Auflösung seines Vertrags beim Rundfunk endete.⁹⁶ Aber letztlich schützten ihn seine Begabung, seine Beziehungen in höchste Parteikreise und wohl auch seine exponierte Stellung gegenüber dem Westen vor einem irreversiblen Sturz. Zudem war er offenbar gut darin, seine Meinung im entscheidenden Moment den Erfordernissen anzupassen,⁹⁷ und sein Wert war den Parteifunktionären bewusst. So habe Gerhart Eisler, damals stellvertretender Chef des DDR-Rundfunks, auf einer gegen v. Schnitzler anberaumten Parteiversammlung zu bedenken gegeben, er sei „hochbegabt“ und könne „der Partei noch viel nützen und viel für sie leisten“.⁹⁸ Voraussetzung für diese – zumindest in den 1950er Jahren ganz untypische – Toleranz der Parteispitze war allerdings die unbedingte Loyalität v. Schnitzlers nach außen. Die, so darf man unterstellen, musste v. Schnitzler regelmäßig auf dem Sender beweisen. Es war ein Tausch: Die Partei ließ ihn seine notorischen Verstöße gegen Disziplin und Moral durchgehen, solange er sich nach außen konsequent der Parteidisziplin unterordnete und seine Begabung ganz in ihren Dienst stellte.

89 Zit. n. Petra Galle: *RIAS-Berlin und Berliner Rundfunk 1945–1949. Die Entwicklung ihrer Profile in Programm, Personal und Organisation vor dem Hintergrund des beginnenden Kalten Krieges*, Münster 2003, S. 245.

90 Vgl. Ingrid Pietrzynski: „Eine Republikpartei, noch dazu eine schlechte ...“. Der 17. Juni 1953, der DDR-Rundfunk und ein Memorandum von Herbert Gessner und Karl-Eduard von Schnitzler, in: *Rundfunk und Geschichte* 29 (2003), H. 1–2, S. 20–37.

91 Vgl. z. B. *Aktenvermerk vom 1.8.1957* (Abschrift eines IM-Berichtes), BStU, MFS AP 14225/92, Bl. 004 ff.

92 Vgl. u. a. *Auskunftsbericht über Karl-Eduard von Schnitzler, 9.1.1962*, BStU MFS AP 14226/92, Bl. 52–67.

93 Ebd., BStU MFS AP 14225/92, Bl. 55–57.

94 *Hauptabteilung XX/7, 24.11.1970*, BStU MFS AP 14226/92, Bl. 217–218.

95 Ebd.

96 Vgl. *Aufhebungsvertrag v. 28.2.1959* (Abschrift), BStU MFS AP 14225/92, Bl. 129; v. Schnitzler wurde jedoch vom Deutschlandsender ab Juli wieder auf Honorarbasis als Kommentator beschäftigt, wenn auch mit deutlich niedrigeren Bezügen.

97 So jedenfalls im Parteiverfahren vor der Zentralen Parteikontrollkommission (ZPKK), wo es im Beschluss hieß, man habe berücksichtigt, „daß er seine begangenen ersten Fehler und Schwankungen einsieht“; Vgl. Thomas Klein: „Für die Einheit und Reinheit der Partei. Die innerparteilichen Kontrollorgane der SED in der Ära Ulbrich“, Köln u. a. 2002, S. 313.

98 *Abschrift: Betrifft Karl-Eduard von Schnitzler, undatiert [Sept. 1958]*, BStU MFS AP 14225/92, Bl. 73–103.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die autobiografische Erzählung aus den späten 1980er Jahren ganz darauf angelegt war, die Zugehörigkeit zur sozialistischen DDR-Elite zu legitimieren. Die Festlegung auf kommunistische Überzeugungen und einen festen Klassenstandpunkt wurde dafür bis in die Kindheit zurückprojiziert, Renitenz und Schwierigkeiten sozialer Unterordnung nachträglich politisch aufgeladen. Es handelte sich um eine „invention of tradition“, die eben das kompensieren sollte, was v. Schnitzler seit seinem Wechsel in den Osten aufgrund seiner Herkunft fehlte, aber auch seiner anhaltenden Unfähigkeit geschuldet war, sich den seinerzeit geltenden sozialen und politischen Normen zu beugen: ein über jeden Zweifel erhabener sozialistischer Klassenstandpunkt. Im Kern ging es dabei um das, was ihm seitens der führenden Altkommunisten stets versagt geblieben war: Ein Gefühl von Zugehörigkeit, die Anerkennung als „einer von ihnen“. Das erklärt, warum es v. Schnitzler „augenscheinlich gefallen [hat]“, ⁹⁹ dass Wolf Biermann ihn in seiner eingangs zitierten Schmah-Ballade aus der Wendezeit in eine Reihe mit Erich Honecker, Erich Mielke und weiteren SED-Spitzenfunktionären gerückt hat. Endlich schien er wirklich in der obersten Liga der DDR angekommen – selbst wenn das Spiel inzwischen vorbei war.

Freiheit statt Sozialismus: Gerhard Löwenthal

Für Gerhard Löwenthal ging es dagegen eher um das Gegenteil: Er musste erklären, wie aus einem überlebenden Juden und Gegner des Nationalsozialismus ein militanter Antikommunist und Vertreter und Förderer nationalkonservativer Tendenzen in der Bundesrepublik geworden war, der sich „mit Nachdruck“ dafür einsetzte, „daß die Deutschen wieder ein normales Geschichtsbewußtsein entwickeln“. ¹⁰⁰ Von seinen Protesten gegen Auftritte des Jud-Süß-Darstellers Werner Krauß in Berlin 1950 bis zu seinem öffentlichen Eintreten für den vergesslichen Ex-Marinerichter Hans Filbinger rund 30 Jahre später war es ein weiter Weg. Eine Identitätsfiktion findet sich im Kern allerdings auch hier: Nicht er habe sich eigentlich verändert, sondern lediglich seine politische Umwelt. Der lakonische Titel „Ich bin geblieben“ kehrt auch im Text mehrmals wieder und markiert dort angeblich bewusst gefällte Entscheidungen von großer

⁹⁹ So Holzweißig: *Schmack*, S. 206.

¹⁰⁰ Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 11.

Tragweite: Den Verzicht, dem jüngeren Bruder 1938 in die englische Emigration zu folgen sowie die Entscheidung, Deutschland auch nach 1945 nicht zu verlassen.

Auch wenn man bezweifeln kann, dass jeweils konkrete Entscheidungssituationen zugrunde lagen, so versteht sich, dass dies angesichts der eindringlich geschilderten Verfolgung, der Löwenthal und seine Familie wegen des jüdischen Vaters insbesondere in den Jahren zwischen 1938 und dem Ende des Krieges ausgesetzt waren, keineswegs selbstverständlich war. Löwenthal musste als sogenannter „Geltungsjude“ ¹⁰¹ das Gymnasium verlassen, und wurde – nach einer Optikerlehre – zur Zwangsarbeit verpflichtet. Nach seinen Angaben gehörten er und sein Vater nach dem Novemberpogrom zu den Opfern der willkürlichen Verhaftung und Verschleppung von Juden in Konzentrationslager, die vor allem der Einschüchterung und Forcierung der Emigrationsbemühungen dienen sollten. ¹⁰² Sie mussten demnach im KZ Sachsenhausen eine erniedrigende Behandlung über sich ergehen lassen, kamen jedoch bereits nach einem Tag wieder frei. ¹⁰³ Die jüdischen Großeltern wurden mit einem der Alterstransporte von Berlin nach Theresienstadt deportiert und überlebten das KZ nicht. Nach den Maßnahmen zur Entfernung der verbliebenen Juden aus den kriegswichtigen Betrieben im Frühjahr 1943 („Fabrikaktion“) war klar, dass nun auch in Berlin „Geltungsjuden“ und der jüdische Teil von „Mischehen“ akut von der Deportation bedroht waren. Er habe sich, so Löwenthal, bei seiner als kriegswichtig anerkannten Arbeitsstelle in einer Optikerwerkstatt als „Vierteljude“ ausgegeben und so die Zeit bis zur Ankunft der Roten Armee im April 1945 überstanden. ¹⁰⁴

Weniger plausibel ist die aktive Widerstandsgeschichte, die Löwenthal in seiner Autobiografie, aber auch schon früher erzählt hat: Demnach habe er sich Mitte 1942 einer Gruppe von Widerständlern angeschlossen,

¹⁰¹ „Geltungsjude“ war ein umgangssprachlicher Begriff für sog. jüdische Mischlinge, die den gleichen diskriminierenden rechtlichen Bestimmungen wie sog. „Volljuden“ unterlagen; Auf Löwenthal traf dies zu, weil er als „Mischling ersten Grades“ Mitglied einer jüdischen Gemeinde war.

¹⁰² Vgl. zu den Verhaftungen im Zuge der „Aktion Rath“: Wolfgang Benz: *Mitglieder der Häftlingsgesellschaft auf Zeit. „Die Aktionsjuden“ 1938/39*, in: Dachauer Hefte 21 (2005), S. 179–196.

¹⁰³ Löwenthal führte dies auf die Intervention eines bei den Heinkel-Werken in leitender Funktion beschäftigten Schwagers seiner Mutter zurück; allerdings kamen fast alle der sogenannten „Aktionsjuden“ nach kurzer Haft wieder frei; vgl. Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 43 f.

¹⁰⁴ Ebd., S. 44 ff.

die ausländische Pässe und Lebensmittelkarten gefälscht hätten, um damit akut von der Gestapo Bedrohten die Flucht ins Ausland zu ermöglichen.¹⁰⁵ Die Fälscherwerkstatt soll sich in einem Labor des ungarischen Fernsehponiers und Nachrichtentechnikers Dénes von Mihály befunden haben. Im Januar 1943 sei diese Gruppe durch die Unvorsichtigkeit eines Mitgliedes aufgefliegen. In der Folge seien Löwenthal und seine Eltern verhaftet worden. Während seine ahnungslosen Eltern bald wieder freigekommen seien, habe er mehrere Wochen in Gestapo-Haft verbracht.¹⁰⁶ Zwar kann die Existenz der Gruppe als gesichert gelten, jedenfalls wurde von Mihály 1943 wegen Mitwisserschaft im Zusammenhang mit Passfälschungen seiner Mitarbeiter verurteilt.¹⁰⁷ Ob Löwenthal allerdings wirklich in enger Verbindung zu ihr stand, ist fraglich. Einigermmaßen kurios klingt jedenfalls die Geschichte seiner Freilassung aus der Haft: Demnach sei es gelungen, einen Optiker mit hohem SS-Rang für seine Freilassung zu instrumentalisieren, da nur er in der Lage gewesen sei, die Brillen hochrangiger Nationalsozialisten (darunter einige Kneifer Heinrich Himmlers) wiederzufinden.¹⁰⁸

Löwenthals spätere Erzählung deckt sich auch nicht mit dem, was er und sein Vater 1945 gegenüber dem Hauptausschuss „Opfer des Faschismus“ angegeben haben. Dort beantworten beide die Frage nach politischer Verfolgung und Bestrafung mit „nein“. Als Grund der Verhaftung nannten sie dort „Verbergung illegal lebender Juden“.¹⁰⁹ Auch Löwenthals Mutter gab laut einer undatierten Aktennotiz gegenüber dem Hauptausschuss an, „sie habe illegal Personen beherbergt, und 1 Dame, die später geschnappt worden ist, hätte verraten, dass sie bei L. gewohnt habe. Daraufhin wurde die Familie Löwenthal abgeholt.“¹¹⁰

105 Ebd., S. 61 ff.

106 Ebd., S. 63 ff.

107 Vgl. Heinz Zemanek: *Mihály, Dénes von*, in: *Neue Deutsche Biographie* 17 (1994), S. 489 f., [Onlinefassung], URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd140120602.html> [Zugriff am 17.4.2017]; Löwenthal nahm 1987 fälschlich an, Mihály sei „nach achtundvierzig Stunden wieder frei“ gewesen; vgl. Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 65.

108 Ebd., S. 69 ff.

109 *Fragebogen des Magistrats der Stadt Berlin, Hauptausschuss „Opfer des Faschismus“ Gerhard bzw. Julius Löwenthal vom 30. Oktober 1945*, MFS HA IX/PA 3472, Bl. 123 f. bzw. 135 f.; stattdessen machten 1945 beide geltend, Mitglieder im „Kampfverband Freies Deutschland“ gewesen zu sein.

110 Ebd., Bl. 125; beim Hauptausschuss wurde in diesem Zusammenhang vermerkt, die Einstufung in die Gruppe I (Kämpfer) von Ende 1945 sei fälschlich erfolgt, vielmehr wäre für Vater und Sohn die Gruppe II (Opfer) angemessen gewesen, der Mutter habe kein OdF-Status zugestanden.

Auch die DDR-Staatssicherheit schenkte Löwenthals Version seiner Freilassung offensichtlich keinen Glauben. Seit den frühen 1970er Jahren, als er beim ZDF mit antikommunistischem Profil Prominenz erlangte, bemühte sie sich mit großem Eifer, diskreditierendes Material aus seiner Vergangenheit zusammenzutragen.¹¹¹ Dabei spielte die Vorstellung eine prominente Rolle, seine Freilassung als Jude, der Widerstandshandlungen verdächtigt wurde, könne nur auf einer Verpflichtung als Gestapo-Spitzel beruhen.¹¹² Trotz großer Anstrengungen bis in die Zeit von Löwenthals Pensionierung, konnte sie dafür jedoch keinen Beleg finden.¹¹³

Betrachtet man die überlieferten Dokumente, scheint es wesentlich naheliegender, dass auch Löwenthal seine Rolle als aktiver Widerstandskämpfer in der NS-Zeit erst nachträglich erfunden hat. Jedenfalls ist es unwahrscheinlich, dass die Familie 1945, als es um die materiell bedeutsame Anerkennung als „Opfer des Faschismus“ ging, ihre aktive Rolle als NS-Gegner untertrieben hat.¹¹⁴ Zudem ist es weit weniger überraschend, dass Löwenthal 1943 freikommen und der Deportation entgehen konnte, wenn man unterstellt, dass seine vorübergehende Haft nichts mit Widerstand zu tun hatte.

Anders als v. Schnitzler hat Löwenthal seine späteren politischen Überzeugungen nicht einfach in die Vergangenheit zurückprojiziert, jedenfalls nicht in einem schlichten Sinne. In der Nachkriegszeit habe er eher „links“ gestanden, er habe mit Positionen damaliger führender Sozialdemokraten wie Erich Ollenhauer, Kurt Schuhmacher und Ernst Reuter sympathisiert, führte er in den 1980er Jahren aus.¹¹⁵ Vor allem Letzterem huldigte er ausführlich; sein Tod habe ihn angeblich zu Tränen gerührt.¹¹⁶

111 Eine knappe Darstellung der Aktivitäten der HA IX des MfS gegen Löwenthal findet sich bei Henry Leide: *NS-Verbrecher und Staatssicherheit. Die geheime Vergangenheitspolitik der DDR*, Göttingen 2005, S. 401–406.

112 *Dossier Bemerkungen [...] zu Gerhard Löwenthal, Oktober 1987*, BStU MFS ZAIG Nr. 24121 A, Bl. 68–80.

113 1987 hieß es in dem o. a. Dossier lapidar: „Das vorliegende Material enthält keinerlei Fakten und Ansatzpunkte, um die durch logische Kombination unterstellte Tätigkeit des L. für die faschistische Gestapo zu beweisen bzw. die von L. selbst verbreiteten Versionen zu seiner Vergangenheit zu widerlegen.“ Ebd., Bl. 71.

114 Dass Löwenthal im Gegenteil diesbezüglich zu Übertreibungen tendierte, zeigt ein Lebenslauf vom November 1946. Im Rahmen seiner Bewerbung für das Studium schrieb er, er sei wegen seiner Widerstandsaktivitäten „dauernden Verfolgungen und Verhaftungen“ durch die Gestapo ausgesetzt gewesen. Vgl. BStU, MFS IX/11 PA 3472, Bl. 113.

115 Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 119 u. passim.

116 „Wir weinten, als sei der eigene Vater gestorben“; Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 229.

Allerdings, so schränkte er ein, hätten deren Positionen mit denjenigen heutiger Sozialdemokraten „auch so gut wie nichts mehr zu tun“.¹¹⁷ Das ist angesichts der deutlich „linkeren“, tendenziell noch sozialrevolutionären und im Hinblick auf die Westbindung oppositionellen Programmatik der SPD vor dem Godesberger Programm (1959) einigermaßen überraschend. Tatsächlich scheint sich die Unterscheidung einzig auf den dezidierten Antikommunismus der damaligen SPD-Führung zu beziehen, den Löwenthal durch die Ostpolitik seit Brandt konterkariert sah. Denn Sensibilität „gegenüber neuen totalitären Erscheinungen“¹¹⁸ (womit selbstredend die Entwicklung in der SBZ gemeint war), reklamierte er für sich als Erfahrung der Verfolgung schon zu dieser Zeit.

Im Rahmen des Zulassungsverfahrens für sein Studium, das Löwenthal im Wintersemester 1946/47 in Berlin aufnahm, musste er einer Kommission Rede und Antwort stehen, die ihn nach politischen Standpunkten befragte. Auf Nachfrage des Vorsitzenden, des Gewerkschaftsfunktionärs Karl Furkert, sprach Löwenthal sich laut Protokoll damals für den sozialistischen Weg einer Enteignung des „Großkapitals“ als Voraussetzung der wirtschaftlichen Einheit und Konsolidierung Deutschlands aus.¹¹⁹ 1987 ließ Löwenthal offen, ob diese Antwort opportunistische Gründe hatte oder tatsächlich auf Überzeugung beruhte: „Die politische Inquisition überstand ich mühelos, weil ich inzwischen wußte, was die kommunistischen Funktionäre hören wollten und manche meiner damaligen Auffassungen durchaus als linkskonform gelten konnten“.¹²⁰ Seine angebliche Mitgliedschaft im kommunistischen „Kampfverband Freies Deutschland“¹²¹ war ihm 1987 jedenfalls keine Erwähnung mehr wert. Vielleicht lag das daran, dass diese Gruppe sich explizit nach dem – wie er an anderer Stelle schrieb – „berüchtigten“ „Nationalkomitee Freies Deutschland“ benannt hatte.¹²² Insgesamt wirkt Löwenthals

Darstellung seiner NS-Zeit in den späten 1980er Jahren so, als sei sie sorgfältig darauf bedacht, Widersprüche zu vermeiden und Inkonsistenzen zu glätten, die Löwenthal von seinen politischen Gegnern seit den 1970er Jahren vorgeworfen worden waren.¹²³

Vieles spricht dafür, dass der junge Journalist erst im Zuge der in Berlin besonders drastisch erlebbaren Zuspitzung des Kalten Krieges nachhaltig politisch sozialisiert wurde. Dabei wird seine Beschäftigung beim RIAS, der von Beginn an eine Gründung gegen den sowjetisch kontrollierten Berliner Rundfunk war,¹²⁴ die Entwicklung seines dezidierten Antikommunismus beeinflusst haben. Seine von Pioniergeist durchzogene Darstellung der Aufbau- und Bewährungsjahre bis zum 17. Juni 1953 in seinen Memoiren zeugt von einer starken Identifikation mit dem Sender: „Wenn ich auf etwas in meinem Leben stolz bin, dann darauf, am Aufbau dieses Freiheitssenders von der ersten Stunde an beteiligt gewesen zu sein.“¹²⁵ Distanz zu der US-amerikanischen Strategie, die der Sender als Teil des Außenministeriums in dem Konflikt verfolgte,¹²⁶ entwickelte er offensichtlich auch später nicht. Das Ende der sozialistischen Sympathien Löwenthals lässt sich dabei relativ genau datieren: Während er in einem Leserbrief Anfang 1947 zur Hochschulpolitik Distanz nur vorsichtig andeutete,¹²⁷ klang das in seiner Austrittserklärung aus dem „Verband der Deutschen Presse“ (VDP) Mitte 1948 bereits ganz anders: Er könne nicht länger Mitglied eines Verbandes sein, der sich „einer vollkommen einseitigen Parteipropaganda unterworfen“ habe. Insbesondere habe er sich auch nicht „gegen das Verbrechen der Blockade Berlins“ ausgesprochen, sondern „im Gegenteil, diese noch unterstützt bzw. [...] ueberhaupt ableugnet“. In einem handschriftlichen Zusatz deutete er Zustellungsschwierigkeiten gar als Ausdruck „der Bösartigkeit kommunistischer Diktaturgelüste“.¹²⁸

¹¹⁷ Ebd., S. 119.

¹¹⁸ Ebd.

¹¹⁹ *Entscheid nach Vorladung am 2. August 1946*, BStU MfS HA IX PA 3472 Bd. 2, Bl. 101; zur von kommunistischer Seite beeinflussten Zulassungspraxis bei der Wiedereröffnung der Berliner Universität nach dem Krieg vgl. Reimer Hansen: *Von der Friedrich-Wilhelms- zur Humboldt-Universität zu Berlin*, in: Heinz-Elmar Tenorth (Hg.), *Geschichte der Universität unter den Linden*, Bd. 3: Sozialistisches Experiment und Erneuerung in der Demokratie – die Humboldt-Universität zu Berlin 1945–2010, Berlin 2012, S. 17–123, hier S. 54–84.

¹²⁰ Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 124.

¹²¹ Zu dieser Gruppe vgl. Michael Kubina: *Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemäße Leben des Rätekommunisten Alfred Weiland (1906–1978)*, Hamburg 2001, S. 149 f.

¹²² Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 102.

¹²³ Vgl. u. a. Hermann L. Gremliza: *Wer ist Gerhard Löwenthal?*, in: *Konkret*, 18.10.1973, S. 14–19.

¹²⁴ Zu den Auseinandersetzungen um die Viermächtekontrolle über den Berliner Rundfunk vgl. Galle: *RIAS-Berlin*, S. 53–78.

¹²⁵ Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 115.

¹²⁶ Vgl. dazu Bernd Stöver: *Radio mit kalkulierte Risiko. Der RIAS als US-Sender für die DDR 1946–1961*, in: Arnold/Classen (Hg.), *Zwischen Pop und Propaganda*, S. 209–228.

¹²⁷ Gerhard Löwenthal: *Zur Frage der Hochschulreaktion. Studenten der Berliner Universität ergreifen das Wort*, in: *Berliner Zeitung*, 2.2.1947.

¹²⁸ *Löwenthal an den V.D.P.*, 6. Januar 1949; das Schreiben paraphrasiert sein offensichtlich verloren gegangenes Kündigungsschreiben vom 15. Juli 1948; vgl. BStU, MfS HA IX PA 3472 Bd. 2, Bl. 85.

Löwenthal beschrieb seine Zeit beim RIAS im Nachhinein sicher treffend als Opposition gegen die Durchsetzungsversuche kommunistischer Hegemonie im Berlin unter alliierter Kontrolle. Ihm selbst kam in dieser Erzählung die Rolle eines gewitzten Reporters zu, der den Sowjets durch allerlei Tricks im Radio eine Schlappe nach der anderen zugefügt habe, sei es bei den Berliner Wahlen und der darauf folgenden Spaltung der Abgeordnetenversammlung 1946, der Anwendung von Samisdat-Methoden oder auf der Flucht vor vermeintlichen kommunistischen Häschern in die Westzonen.¹²⁹ Auch am 17. Juni habe er die Initiative ergriffen, weil sein Vorgesetzter, Programmdirektor Eberhard Schütz, keine Zeit gehabt habe, sich um den laufenden Programmbetrieb zu kümmern.¹³⁰ Mit seiner Festanstellung 1950 wurde er Assistent der Programmdirektion und nahm stärker administrative Aufgaben wahr. Mitte 1954 wechselte er schließlich als stellvertretender Programmchef zum neu gegründeten SFB. Dass er dabei nur vier Jahre nach seiner Beteiligung an Protesten gegen Auftritte von Werner Krauß nun direkt Veit Harlans ehemaligem Regieassistenten (unter anderem bei „Jud-Süß“) zuarbeiten musste, hat ihn nicht abgehalten. Nach einem „sehr offenen Vieraugengespräch“ mit Alfred Braun habe er sich dazu entschlossen; „schließlich“, argumentierte er 1987 lahm, „war Alfred Braun bei der Entnazifizierung als ‚unbelastet‘ eingestuft worden.“¹³¹

Die Karriere Löwenthals bekam Anfang 1957 einen Knick. Nach nur zweieinhalb Jahren verließ er den SFB überraschend, ohne eine andere Stelle in Aussicht zu haben. Seiner Begründung dreißig Jahre später, er habe „mit gerade 34 Jahren nicht im täglichen öffentlich-rechtlichen Trott steckenbleiben“ wollen, kann man getrost misstrauen; schon wahrscheinlicher klingt, dass es zu Differenzen mit Intendant Braun gekommen ist, wie seine Ehefrau auf Anfrage äußerte.¹³² Vermutlich dürften aber auch Alkoholprobleme eine Rolle gespielt haben.¹³³ Neben seiner Ehescheidung wurde Löwenthal in dieser Zeit wegen eines Unfalls mit Schwerverletzten, den er in alkoholisiertem Zustand im April 1956 verursacht hatte, zu einer Gefängnisstrafe verurteilt – ein Umstand, den er in seiner Biografie mit Schweigen übergang.¹³⁴ Bundespostminister Ernst

Remmer, Löwenthals Schwiegervater, soll im Gnadenausschuss des Berliner Abgeordnetenhauses seine Begnadigung durchgesetzt haben.¹³⁵ Remmer sorgte auch für einen neuen Job des Gestrauchelten, den er 1959 als politischer Beamter bei der OECD in Paris antreten konnte.¹³⁶ Nach einer erfolglosen Bewerbung bei dem von Adenauer initiierten, aber nach gescheiterten kommerziellen zweiten Fernsehprogramm kam er über den ehemaligen RIAS-Kollegen Wolf Dietrich 1963 zum neu gegründeten ZDF.

Dort war er zunächst Korrespondent im Studio Brüssel und fiel allenfalls durch seine dezidiert pro-europäische Linie auf. ZDF-Chefredakteur Dietrich war es auch, der Löwenthal 1968 als Leiter für das neu geschaffene *ZDF-Magazin* nach Mainz holte. Ziel des neuen Formats war, den erfolgreichen Polit-Magazinen der ARD etwas entgegenzusetzen und dadurch das Image des ZDF als „Unterhaltungssender“ loszuwerden. Von Anfang an gab es dabei Erwartungen konservativer Kreise, das *ZDF-Magazin* solle ein Korrektiv zu den als linksliberal wahrgenommenen ARD-Magazinen wie „Panorama“ bilden.¹³⁷ Gleichwohl galt der parteilose Löwenthal zu dieser Zeit als liberal-konservativ, und im ersten Jahr des Anfang 1969 gestarteten Magazins bemühte er sich darum, diesem Etikett durch einen ausgewogenen Kurs gerecht zu werden. Dieser Kurs fand seinen Ausdruck in Beiträgen, die sich außenpolitisch beispielsweise gegen das Obristenregime in Griechenland wandten und innenpolitisch für Reformen im Justiz- und Hochschulbereich eintraten; Themen und Positionen also, die ihn eher als Liberalen kennzeichneten. Gute Kontakte zur SPD gehörten genauso dazu wie kritische Fragen an Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier. In den meisten frühen Kritiken wurde das Magazin als fair, aber auch etwas „betulich“ beschrieben.¹³⁸

Letzteres konnte man dem *ZDF-Magazin* nach dem Regierungswechsel von der Großen Koalition zur sozial-liberal geführten Regierung im Herbst 1969 nicht mehr vorwerfen: Innerhalb kurzer Zeit baute Löwenthal es zu einer Bastion des konservativen Meinungsjournalismus

129 Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 135 ff., S. 152 f., S. 157 ff., S. 182 ff. u. S. 192 f.

130 Ebd., S. 226 f.

131 Ebd., S. 231.

132 Winckler: *Löwenthal*, S. 69.

133 Vgl. Lutz Hachmeister: *Auch er mußte schließlich gehen. Der Fernsehmoderator Gerhard Löwenthal hat seine Memoiren publiziert*, in: *Der Tagesspiegel*, 6.2.1989.

134 *Ob der Schwiegerpapa hilft?*, in: *Berliner Zeitung*, 27.9.1957.

135 Gremli: *Wer ist Gerhard Löwenthal?*, S. 17.

136 Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 236.

137 So der damalige Intendant des ZDF, Karl Holzamer; vgl. Gerhard Lampe: *Vier links, keins rechts. 1968 und die politischen Fernsehmagazine*, in: Monika Estermann/Edgar Lersch (Hg.), *Buch, Buchhandel und Rundfunk. 1968 und die Folgen*, Wiesbaden 2003, S. 227–246, hier S. 227; vgl. ferner Winckler: *Löwenthal*, S. 77 f.

138 Ebd., S. 89 ff. u. S. 93.

um, in der kampagnenartige Kritik an der neuen Regierung an der Tagesordnung war, und die sich auch sonst vorrangig dem Kampf gegen alles widmete, was Löwenthal nun als „Gefahr von links“ wahrnahm: Außenpolitisch den gesamten Ostblock unter besonderer Berücksichtigung der Menschenrechtssituation, innenpolitisch Linksterrorismus, Jugendproteste, Bildungsreform und speziell die sogenannte „Neue Ostpolitik“ einer begrenzten Anerkennung und Kooperation mit der Sowjetunion, der DDR, Polen und der Tschechoslowakei. Differenzierungen zwischen gewaltsamer, außerparlamentarischer und demokratisch legitimer Reformpolitik blieben dabei regelmäßig auf der Strecke. Dazu gehörten auch heftige, in Sache und Ton unangemessene Attacken gegen „Stern“-Herausgeber Henri Nannen wegen dessen Umgang mit NS-Belastungen sowie gegen Ex-Kanzler Willy Brandt und den Schriftsteller Heinrich Böll, denen Löwenthal Verharmlosung bzw. gar Unterstützung des Linksterrorismus unterstellte.

Diese ebenso plötzliche wie drastische Wende von einem Unterstützer der moderaten Reformpolitik der Großen Koalition hin zu einem scharfen Kritiker der sozialliberalen Politik ist erklärungsbedürftig. Wer in der Autobiografie nach Antworten sucht, wird nicht wirklich fündig: Den dort erschöpfend ausgebreiteten Darstellungen seiner zahlreichen Scharmützel mit Vertretern der SPD/FDP-Regierung und der Linkspublizistik, darunter besonders Egon Bahr, Horst Ehmke und Leo Bauer,¹³⁹ ist es erkennbar primär um Rechtfertigung zu tun. Dem gleichen Zweck dienten die Passagen über angebliche, teilweise gegen ihn selbst gerichtete Konspirationen und Verschwörungen von Regierung und Justiz unter der Kanzlerschaft Brandts, die Löwenthal mit großem Eifer aufzudecken suchte. Wenn es in diesem verbissenen, ohne erkennbare Distanz zu den Ereignissen geschriebenen Schlussteil seines Buches überhaupt ein übergreifendes Narrativ gibt, dann ist es dasjenige, das schon seine Sendung prägte: Es handelt von einer Linken, die versucht habe, sich Staat und Gesellschaft zur Beute zu machen, um den Preis von Freiheit, Wohlstand sowie der inneren wie äußeren Sicherheit. Erläuterungen der Motive, die seine plötzliche Verwandlung vom liberalen Modernisierungsoptimisten

¹³⁹ Zu letzterem vgl. Klaus Arnold: *Rückkehr nach Sibirien oder die Macht. Das Schicksal des KPD-Funktionärs, SPD-Politikers und Journalisten Leo Bauer*, in: Markus Behmer (Hg.), *Deutsche Publizistik im Exil 1933–1945. Personen – Positionen – Perspektiven*, Münster 2000, S. 331–353.

zu konservativen Kulturpessimisten erklären könnten, gibt es dagegen nicht.

Sicher liegt es nahe, die Ursache in der politischen Radikalisierung und Polarisierung des „Roten Jahrzehnts“ (Gerd Koenen) zu suchen, und gewiss war Löwenthals antikommunistische Imprägnierung aus der Nachkriegszeit beim RIAS in Westberlin dafür eine Voraussetzung. Allerdings hatte die studentische Protestbewegung 1970 ihren Zenit bereits überschritten, der Terror der RAF und die neuen sozialen Bewegungen zeichneten sich allenfalls am Horizont ab. Zudem fällt auf, wie stark sich Löwenthals Positionen mit zeitgenössischen Wahrnehmungen von Unionspolitikern deckten, die den erstmaligen Machtverlust seinerzeit keineswegs als normalen demokratischen Prozess wahrnahmen, sondern offenbar als Trauma empfanden und mit wütenden Attacken gegen die neue Regierung konterten. Im Mittelpunkt stand dabei die Kampagne gegen die Ostpolitik, die als Ausverkauf nationaler Interessen und Sicherheitsrisiko wahrgenommen wurde. Auch dass die Kontrolle über die Geheimdienste nun in der Hand von Genossen lag, war für Teile der Union derart unerträglich, dass sie einen eigenen konspirativen Informationsdienst aufbauten, zu dessen handverlesenen Beziehern auch Löwenthal gehörte.¹⁴¹

Zentral war dabei nicht zuletzt die Vorstellung, die Wahl durch die Medien verloren zu haben. Die konservative Wahrnehmung der Massenmedien und speziell des Rundfunks als Terrain der Linken („Rotfunk“) hatte schon Tradition: Sie entzündete sich noch unter alliierter Kontrolle an Personen wie v. Schnitzler in Köln, setzte sich in den 1950er Jahren in Reinhard Gehlens wahnhaften Vorstellungen einer kommunistischen Unterwanderung des NWDR mit seinem Intendanten Adolf Grimme an der Spitze fort¹⁴² und befeuerten nicht zuletzt Adenauers Privat-Fernse-

¹⁴⁰ Löwenthal veröffentlichte 1956 zusammen mit Josef Hausen ein fortschrittsoptimistisches Buch zur friedlichen Nutzung der Atomenergie: Gerhard Löwenthal/Josef Hausen: *Wir werden durch Atome leben*, Berlin 1956; vgl. dazu auch: *Transkription des 255. Mittwochsgesprächs „Wir werden durch Atome leben“*, in: Bernhard Mittermaier/Bernd A. Rusinek (Hg.), *Leo Brandt (1908–1971) Ingenieur – Wissenschaftler – Visionär. Wissenschaftliche Konferenz zum 100. Geburtstag des nordrhein-westfälischen Forschungspolitikers und Gründers des Forschungszentrums Jülich*, Jülich 2009, S. 65–113.

¹⁴¹ Vgl. Stefanie Waske: *Nach Lektüre vernichten! Der geheime Nachrichtendienst von CDU und CSU im Kalten Krieg*, München 2013.

¹⁴² Vgl. Gerhard Sälter: *Phantome des Kalten Krieges. Die Organisation Gehlen und die Wiederbelebung des Gestapo-Feindbildes „Rote Kapelle“*, Berlin 2016.

hen-Pläne. Nun, nach dem Machtverlust und der grassierenden Hysterie dürfte der von Anfang an bestehende Anspruch an das *ZDF-Magazin* gegen die angebliche linke Übermacht als Korrektiv zu wirken, deutlich an Löwenthal herangetragen worden sein. Umgekehrt hatten die Sozialdemokraten ihre Skepsis gegenüber dem auf konservativem Ticket berufenen Moderator schon zuvor zu erkennen gegeben, nämlich als er vor der Wahl seine Pläne offenlegte, demoskopische Umfragen zu veröffentlichen und sich dafür der Ergebnisse des CDU-nahen Allensbacher Instituts von Elisabeth Nölle-Neumann zu bedienen.¹⁴³

Wenn man Löwenthal glaubt, realisierte er die veränderte Situation bereits in der Wahlnacht und vollzog dort nach eigenen Angaben einen Rollenwechsel vom Wahlbeobachter in der SPD-Zentrale zum politischen Informanten, der den CDU Spitzenkandidaten Rainer Barzel über seine Vermutung unterrichtete, dass SPD und FDP bereits im Geheimen über eine Koalition verhandelten.¹⁴⁴ Ob in der Wahlnacht oder später: Ihm wird klar gewesen sein, dass die CDU-Spitze des ZDF und die konservative Gremienmehrheit von ihm keine Fortsetzung der regierungsfreundlichen Berichterstattung erwarteten. Für Löwenthal bedeutete die Polarisierung zudem eine Chance zur Profilierung: Im Herbst 1970 schrieb die „Zeit“, aus einem „Fernsehmoderator eher mäßiger Qualität“, bisher allenfalls wegen „langatmiger Bekenntnisfreudigkeit“ aufgefallen, sei „eine nationale Figur geworden“, weil ihm der „Rang eines Märtyrers für die Pressefreiheit“ zugeschrieben werde: „Gegenwärtig kann sich Löwenthal vor Leuten gar nicht retten, die sich hinter, vor und neben ihn stellen wollen.“¹⁴⁵

Es gehört wenig Phantasie dazu, sich vorzustellen, dass die neue Holdenrolle und Prominenz dem eiteln, von seiner eigenen Bedeutsamkeit erkennbar überzeugten Journalisten gefiel. Vermutlich kamen andere Faktoren hinzu: Sein verinnerlichter Westberliner Antikommunismus und seine auch schon beim RIAS und in Brüssel ausgeprägte Neigung, sich ganz mit der jeweils angezeigten politischen Linie zu identifizieren. Jedenfalls wurde Löwenthal bald zu einer der Speerspitzen des konservativen Lagers bei den Angriffen auf die Regierung. Noch die Autobiografie zeugt in ihren manichäischen Freund-Feind Kategorisierungen von der

starken Identifikation mit der konservativen Wagenburg-Mentalität dieser Zeit. Die Unionsparteien wussten das zu schätzen: Bis in die 1980er Jahre hielten sie trotz aller Kritik ihre schützende Hand über ihn. So überlebte der hitzköpfige Moderator den Aufstand von neun Mitarbeitern seiner 13-köpfigen Redaktion ebenso wie die öffentliche Distanzierung von 137 ZDF-Redakteuren, die forderten, das Magazin umzubenennen, weil sie nicht mit ihm identifiziert werden wollten. Hinzu kamen diverse publizistische Eigentore und juristische Niederlagen.¹⁴⁶ Allerdings kam auch Löwenthal nicht ungeschoren davon. Unter anderem wurde 1973 seine Sendezeit halbiert und wie schon bei den ARD-Magazinen ein Proporzsystem eingeführt, bei dem sich das *ZDF-Magazin* und das von Klaus-Werner Schwarze (von Löwenthal „Herr Rote“ genannt)¹⁴⁷ geleitete Magazin „Kennzeichen D“ im Wochenrhythmus abwechselten.

Unter dem Strich überzeugt Gerhard Löwenthals autobiografische Selbststilisierung zum unerschütterlichen Widerstandskämpfer, der zeitlebens aufrecht für Freiheit, Menschenrechte und gegen totalitäre Tendenzen gekämpft hat, kaum mehr als v. Schnitzlers erfundene kommunistische Vergangenheit. Auch bei seinen – schon früh angezweifelte¹⁴⁸ – Angaben zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus widersprechen sich frühere und spätere Selbstdarstellungen. Es fällt schwer, seine bramarbasierenden Versuche ernst zu nehmen, sich als Urheber wichtiger politischer Entscheidungen in die Geschichtsbücher einzuschreiben: Mal war er es, der Ernst Reuter von der Notwendigkeit der Gründung der Freien Universität Berlin überzeugen musste,¹⁴⁹ dann erklärte er einem diesbezüglich ahnungslosen Walter Hallstein, dass man den Europa-Gedanken popularisieren müsse,¹⁵⁰ und er war es auch, der eine deutsche *Manifesto-Literatur avant la lettre* begründet haben will.¹⁵¹ Viel weniger denn als Widerständler erscheint Löwenthal rückblickend als jemand, der sich mit Verve dem verschrieb, was gerade gefragt war: Als der RIAS

¹⁴⁶ So im Falle Nannen, den er zusammen mit einem „Stern“-Mitarbeiter fälschlich beschuldigt hatte, 1944 an Geislerschießungen in Italien beteiligt gewesen zu sein; vgl. zu den frühen Affären um Löwenthal: „Tief, sehr tief sind wir gesunken“, in: Der Spiegel, 23.10.1972, S. 75–89.

¹⁴⁷ Matthias Steinle: *Vom Feindbild zum Fremdbild. Die gegenseitige Darstellung von BRD und DDR im Dokumentarfilm*, Konstanz 2003, S. 269.

¹⁴⁸ Vgl. Gremli: *Wer ist Gerhard Löwenthal?*, S. 17.

¹⁴⁹ Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 144; übertrieben war jedenfalls Löwenthals spätere Selbstetikettierung als „Mitgründer der FU“; jenseits seiner begleitenden, zweifellos engagierten Berichterstattung beim RIAS hat sich bis heute dafür kein Beleg gefunden.

¹⁵⁰ *Ibid.*, S. 256.

¹⁵¹ *Ibid.*, S. 193.

¹⁴³ Vgl. Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 284 ff.

¹⁴⁴ *Ibid.*, S. 289 ff.

¹⁴⁵ Rolf Zundel: *Gerhard Löwenthal, überlebensgroß. Ein Fernsehmoderator im Streit der Parteien*, in: Die Zeit, 30.10.1970.

ab Ende 1947 zu einem Instrument der US-amerikanischen Containment-Strategie wurde, identifizierte sich Löwenthal mit diesem Kurs ebenso vorbehaltlos, wie er später in Brüssel die Linie der dortigen EWG-Institutionen propagierte. Erst der Regierungswechsel 1969 machte aus Löwenthal jenen Erzkonservativen, als der er in den 1970er Jahren Prominenz erlangte. Auch damit stimmte er allerdings exakt in jenen aggressiv-polarisierenden Chor ein, den die vom Machtverlust erschütterte Opposition zu dieser Zeit anstimmte.

Wie flexibel Löwenthal in seiner Bindung an das konservative Lager inhaltlich blieb, zeigt exemplarisch auch sein Eintreten für den sogenannten „Milliardenkredit“, den sein Idol Franz Josef Strauß 1983 mit Erich Honecker ausgehandelt hatte. Er verteidigte damit kurz nach dem erneuten Regierungswechsel nun exakt jenen Kurs in der Ostpolitik, den er zuvor unter SPD-Ägide mehr als ein Jahrzehnt lang wütend bekämpft hatte: politische bzw. ökonomische Konzessionen im Tausch gegen humanitäre Erleichterungen.¹⁵² Dass es weniger um politische Prinzipien als um die Zugehörigkeit zum konservativen Lager und die damit verbundene Anerkennung ging, zeigt sich auch beim Thema Menschenrechte. Während er die Menschenrechtsverletzungen im Ostblock regelmäßig skandalisierte, nahm Löwenthal dem westlichen Bündnis nahestehende autoritäre Systeme wie das Folterregime Augusto Pinochets in seiner Sendung gegen alle Vorwürfe in Schutz.¹⁵³ Die von Ernst Elitz monierte „moralische Blindheit“ des Vergleichs, die eingangs zitiert wurde, kann man getrost zurückweisen: Auch der Humanismus Gerhard Löwenthals endete an der Blockgrenze – und unterschied sich darin nicht von seinem Spiegelbild Karl-Eduard v. Schnitzler.

¹⁵² Vgl. ebd., S. 377 ff.

¹⁵³ Vgl. ebd., S. 347.

Ähnlichkeit oder fundamentale Differenz? Löwenthal und v. Schnitzler im medienpolitischen Kontext der deutschen Nachkriegszeit

Nähert man sich der politischen Publizistik im Nachkriegsdeutschland aus einer systematischen statt einer historisch-biografischen Perspektive, dann ist die Differenz zwischen Bundesrepublik und DDR evident: Auf der einen Seite ein liberales, föderales und staatsfernes System, in dem das Recht auf freie Meinungsäußerung im Grundgesetz verankert war, auf der anderen Seite ein Meinungs- und Nachrichtenmonopol zentralistischer, der Partei untergeordneter Medien, deren erklärte Aufgabe es war, den Sozialismus zu propagieren. Auch zeitgenössisch, während des Kalten Krieges, hätte keine der beiden Seiten bestritten, dass darin zwei gegensätzliche Medienkonzeptionen ihren Ausdruck fanden; Einigkeit herrschte allerdings auch darüber, dass das jeweils eigene System nicht nur das überlegene, sondern auch das einzig legitime sei.

Die konkreten historischen Umstände in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg vermitteln ein weniger idealtypisches Bild. Die Versuche der Westalliierten, einen politisch unabhängigen, staatsfern konzipierten Rundfunk nach britischem Vorbild aufzubauen, stießen in den Westzonen auf große Widerstände aus allen Teilen des politischen Spektrums. Versuche, die alliierten Vorgaben zu umgehen oder zurückzunehmen prägten die frühe Rundfunkpolitik in der Bundesrepublik.¹⁵⁴ Der RIAS war ohnehin ein Spezialfall, da er, dem US-amerikanischen Außenministerium unterstellt, mit der Zuspitzung des Kalten Krieges als politisches Instrument verstanden und genutzt wurde.¹⁵⁵ Dies widersprach dem eigentlichen rundfunkpolitischen Erziehungsziel der Trennung von Medien und Staat. Zumindest in dieser Hinsicht unterschied sich der RIAS also nicht wirklich vom instrumentalen Medienverständnis im Ostblock. Der Identifikation Löwenthals mit der „freien Stimme für eine freie Welt“ hat das offensichtlich keinen Abbruch getan. Auf der anderen Seite befand sich v. Schnitzler in guter Gesellschaft, als er der KPD in seiner Kölner Zeit Einfluss auf das Programm verschaffte: Entsprechende Versuche unternahmen auch alle anderen Parteien.

Im Osten gab es zwar nie das Ideal unabhängiger Medien, aber die Unterordnung des Rundfunks unter die Vorgaben und Kontrolle der Partei war ein Prozess, der sich bis Anfang der 1950er Jahre hinzog. Auch

¹⁵⁴ Vgl. Konrad Dussel: *Deutsche Rundfunkgeschichte*, Konstanz 2010, S. 179 ff.

¹⁵⁵ Vgl. *RIAS Berlin*, S. 398 ff.

wenn das System der Medienkontrolle in den folgenden Jahrzehnten keineswegs statisch war, besteht doch kein Zweifel daran, dass die Ausrichtung auf die Partei weitestgehend erfolgreich war und dauerhaft relativ reibungslos funktionierte.¹⁵⁶ Medienpluralität gab es in der DDR de facto freilich trotzdem, weil es nämlich nicht gelang, den Empfang westlicher Radio- und Fernsehsender effektiv zu unterbinden: „Mag der Kontrollanspruch der SED auch ein totalitärer gewesen sein, so ließ er sich doch nicht total durchsetzen.“¹⁵⁷ Eine Sendung wie *Der schwarze Kanal* verdankte sich genau diesem Umstand: Hätte es in der DDR keinen Westempfang gegeben, hätte sich v. Schnitzler nicht der Mühe seiner wöchentlichen Invektiven unterziehen müssen. Das Format, Material vom „Gegner“ zu übernehmen und es anschließend mit einem eigenen Kommentar zu versehen, war im Übrigen keine Erfindung kommunistischer Agitationskunst. Auf der Basis von Fernseh-Mitschnitten hatte Thilo Koch es 1958 erstmals in seiner Sendung „Die Rote Optik“ (NDR und WDR) angewandt, die ihrerseits konzeptionell an ältere Produktionen wie „Mitteldeutsches Tagebuch“ vom SFB anknüpfte, die noch auf Schmalfilmmaterial angewiesen waren.¹⁵⁸ Während diese Form der Kontrast-Agitation im Westen Anfang der 1960er Jahre langsam aus der Mode kam, stellte sie die SED mit v. Schnitzler ab 1960 auf Dauer.

Der Aufstieg des Fernsehens zum Massen- und Leitmedium führte in beiden Staaten zu verstärkten politischen Einflüssen. Während es in der DDR ab Anfang der 1960er Jahre konsequent der bestehenden Agitationsbürokratie untergeordnet wurde,¹⁵⁹ nahmen auch in Westdeutschland die politischen Pressionen auf das neue Medium zu. Neben dem gescheiterten Versuch, auf Bundesebene ein regierungsfreundliches Unternehmerfernsehen zu etablieren, manifestierte sich dies vor allem in den

156 Vgl. dazu allgemein Anke Fiedler: *Medienlenkung in der DDR*, Köln u. a. 2014; In Einzelfällen kam es allerdings immer wieder auch zu Problemen. Bezogen auf den *Schwarzen Kanal* sind einige frühe Auseinandersetzungen dokumentiert bei Norbert Frei: „Aufbauen und zusammenschlagen“. Unter welch traurigen Bedingungen Karl-Eduard von Schnitzler im SCHWARZEN KANAL den Imperialismus bekämpfte, in: *Unsere Medien – Unsere Republik 2*. Deutsche Selbst- und Fremdbilder in den Medien von BRD und DDR (1961), H. 3: Getrennte Lebenswege, S. 32–36.

157 Jens Ruchatz: *Einleitung*, in: ders. (Hg.), *Mediendiskurse deutsch/deutsch*, Weimar 2005, S. 7–22, hier S. 21; vgl. zu den Westmedien in der DDR Franziska Kuschel: *Schwarz Hörer, Schwarz seher und heimliche Leser. Die DDR und die Westmedien*, Göttingen 2016.

158 Steinle: *Feindbild*, S. 158 ff.

159 Vgl. Henning Wragg: *Die Zeit der Kunst. Literatur, Film und Fernsehen in der DDR der 1960er Jahre. Eine Kulturgeschichte in Beispielen*, Heidelberg 2008, S. 259 ff.

effizienten Bestrebungen der politischen Parteien, über sogenannte „Freundeskreise“ die Personal- und bisweilen auch direkt die Programmpolitik zu beeinflussen.¹⁶⁰ Dahinter stand in Ost wie West ein Glaube an starke Medienwirkungen, der noch auf das frühe 20. Jahrhundert zurückging. Löwenthals erfolgreiche Profilierung als konservativer Kämpfer zur *prime time*, verdankte sich seiner jahrelangen Projektion durch die Unionsparteien. Er war dabei keineswegs so frei, wie er dies nach außen hin darstellte. Nicht nur, dass diese Protektion daran gebunden war, dass er die Sendezeit in ihrem Sinne nutzte, nachdem sich Kritik und Gerichtskosten häuften, musste er zeitweise jeden Beitrag vor der Sendung vom Intendanten freigegeben lassen. Bestimmte Sendungen, etwa zum Häftlingsfreikauf, wurden ihm strikt untersagt.¹⁶¹ Dass ausgerechnet er, der wie kaum jemand sonst seine Karriere dem politischen Einfluss den Unionsparteien verdankte und entsprechend enge Kontakte zu deren Spitzen unterhielt, sich angesichts seiner Pensionierung und der Absetzung des *ZDF-Magazins* darüber beklagte, dass die Parteien „sich des öffentlich-rechtlichen Fernsehens bemächtigt [haben]“¹⁶² ist an Scheinheiligkeit schwer zu übertreffen. Tatsächlich erscheint die Frage politischer Abhängigkeiten gerade beim Rundfunk im Systemvergleich nicht ganz so schwarz-weiß wie es zunächst den Anschein hat, vielmehr lassen sich auch in der Bundesrepublik durchaus einige Grauschattierungen ausmachen – ganz besonders in der Frühzeit, als das Ideal von Regierungsunabhängigkeit noch wenig Fürsprecher hatte.

Die eingangs aufgeworfene Frage, ob damit auch eine funktionale Vergleichbarkeit der beiden politischen Publizisten bestand, ist damit jedoch noch nicht beantwortet. Dass dem tatsächlich so war, kann man bezweifeln. Zwar handelten beide gewissermaßen im „Parteiauftrag“, v. Schnitzler im wörtlichen Sinne, Löwenthal indirekt, indem er den politischen Positionen der Unionsparteien Resonanz verschaffte, die dafür im Gegenzug seine Position absicherten. Aber während letzteres Aus-

160 Vgl. Konrad Dussel: *Die Interessen der Allgemeinheit vertreten. Die Tätigkeit der Rundfunk- und Verwaltungsräte von Südwestfunk und Süddeutschem Rundfunk 1949 bis 1969*, Baden-Baden 1995.

161 So Löwenthal selbst laut Informationen der DDR-Staatssicherheit; vgl. *Operativinformation Nr. 341/81 v. 22.6.1981*, BStU MfS ZAIG Nr. 24121, Bl. 181–183; zu den Auseinandersetzungen zwischen Löwenthal und der sozialliberalen Bundesregierung über die öffentliche Thematisierung des Häftlingsfreikaufs vgl. Jan Philipp Wölbern: *Der Häftlingsfreikauf aus der DDR 1962/6–1989. Zwischen Menschenhandel und humanitären Aktionen*, Göttingen 2014, S. 385 ff.

162 Löwenthal: *Ich bin geblieben*, S. 387.

druck des politischen Pluralismus in der Bundesrepublik war, kam das beanspruchte Deutungsmonopol der SED auch im *Schwarzen Kanal* zum Ausdruck. Das schlug sich unter anderem in den eingangs beschriebenen Abweichungen der Formate nieder: Im einen Falle eine Art „Konterpropaganda“ zum „Gegner“, im anderen ein zwar politisch einseitiges, thematisch jedoch breit gefächertes Magazinformat, dass keineswegs primär auf vorangegangene Berichterstattung reagierte. Vermutlich setzten sich die Unterschiede auf der Aneignungsebene fort: Während v. Schnitzlers *Schwarzer Kanal* mit zunehmender Laufzeit immer mehr eine innerparteiliche Orientierungsfunktion erfüllte (was denkt die Partei zu dieser oder jener aktuellen politischen Entwicklung im Westen?), dürfte sich das *ZDF-Magazin* nach den turbulenten Anfangsjahren zunehmend zu einer Selbstvergewisserungsinstitution des konservativen Lagers entwickelt haben.

Jenseits dessen stellt sich die Frage, ob die Grundannahme von „Gegenspieler“ im Kalten Krieg überhaupt den Kern trifft. Denn an beiden Biografien lässt sich ablesen, dass ihre Karrieren ganz maßgeblich auf innenpolitische bzw. innergesellschaftliche Aspekte bezogen waren – auch wenn diese wiederum mit der bipolaren Konstellation auf politischer Ebene rückgekoppelt waren: So verdankte sich Löwenthals Aufstieg 1970 seiner dezidierten Parteinarbeit für die konservative Seite im Konflikt zwischen Opposition und Regierung nach dem Machtwechsel 1969. Von Schnitzler wirkte zwar nach außen als kompromissloser Angreifer des Westens, nach innen war seine Stellung aber lange äußerst prekär – gerade deshalb musste er wohl diese Rolle einnehmen. Die Auseinandersetzungen, aber auch der Wunsch nach Anerkennung durch die jeweiligen In-Groups bestimmten in hohem Maße das Handeln. Noch an ihren autobiografischen Selbststilisierungen lässt sich das deutlich ablesen. Viel stärker als bisher, so legen es beide Lebensläufe nahe, muss der Blick von der repräsentativen Außenseite des Kalten Krieges hin zu den Bedingungen, Beziehungen und Konflikten im Inneren der beiden deutschen Teilstaaten gewendet werden.

Auch wenn also von einer wirklichen funktionalen Äquivalenz nicht die Rede sein kann, verdankte sich der Aufstieg beider doch den parallelen Bedingungen des deutschen Nachkriegs: Als Unbelastete konnten sie trotz zunächst fehlender fachlicher Voraussetzungen für das Radio arbeiten und machten dann wegen des Mangels an Konkurrenz rasch Karriere. Mit dem offenen Ausbruch des Kalten Krieges wurde ihnen ein Bekenntnis für eine Seite abverlangt, und dieses vertraten sie dann auch später im Fernsehzeitalter mit Verve. Während sie sich in ihren Autobiografien

mit ihren Erfahrungen und daraus resultierenden politischen Entscheidungen zu legitimieren, drängt sich nach der kritischen Lektüre eine ganz andere Deutung auf. Denn eine weitere Ähnlichkeit der beiden lag auf der Ebene individueller Persönlichkeitsstrukturen. Sowohl v. Schnitzler als auch Löwenthal wurden von Zeitgenossen als impulsive, egomane Persönlichkeiten mit übersteigertem Geltungsdrang und eher gering ausgeprägten sozialen Kompetenzen beschrieben. Noch ihre Memoiren zeugen von Selbstüberschätzung bei gleichzeitiger Abwertung zahlreicher Zeitgenossen, Konkurrenten und ehemaliger Kollegen. Hinzu kamen Unaufrichtigkeiten und Übertreibungen, auf die diverse Indizien hinweisen. Beispielsweise wurden sowohl v. Schnitzler¹⁶³ als auch Löwenthal¹⁶⁴ als junge Journalisten des Plagiats überführt, auf die Entdeckung reagierten sie jeweils mit absurden Ausreden.¹⁶⁵ Es liegt nahe, dass diese Eigenschaften offenbar dazu beigetragen haben, dass sich beide während des Kalten Krieges in besonderem Maße exponiert haben. Der angestrebten Geltung und Prominenz schien während dieser Zeit politische Überanpassung dienlich. Gesetzt dem war so: Dann waren sie viel weniger ideologische „Gegenspieler“, als nach 1990 aus der Vogelperspektive angenommen; aber ähnlich waren sie sich gleichwohl: Beide waren Opportunisten auf den entgegengesetzten Seiten des Kalten Krieges.

¹⁶³ v. Schnitzler plagierte 1946 in den „Nordwestdeutschen Heften“ einen Aufsatz des Berliner CDU-Politikers Ferdinand von Friedensburg über Hindenburg. Von seinem Vorgesetzten Peter von Zahn ertappt, soll er sich auf sein „eidetisches Gedächtnis“ berufen habe, dass ihm die Unterscheidung von eigenen und fremden Texten angeblich erschwere; vgl. Holzweißig: *Gastspiel*, S. 16.

¹⁶⁴ Löwenthal hatte 1949 einen Aufsatz über Robert Koch veröffentlicht, der aus einer Vorkriegsausgabe der „Frankfurter Illustrierten“ abgeschrieben war. Löwenthal entschuldigte dies mit „Gedächtnisstörungen“ „durch schwere Mißhandlungen während mehrmaliger Gestapo-Haft“; vgl. Gremli: *Wer ist Gerhard Löwenthal?*, S. 16 f.

¹⁶⁵ Die Kombination solcher Merkmale wird psychiatrisch als narzisstische Persönlichkeitsstruktur kategorisiert.